

Prüf.

Der Deutsche

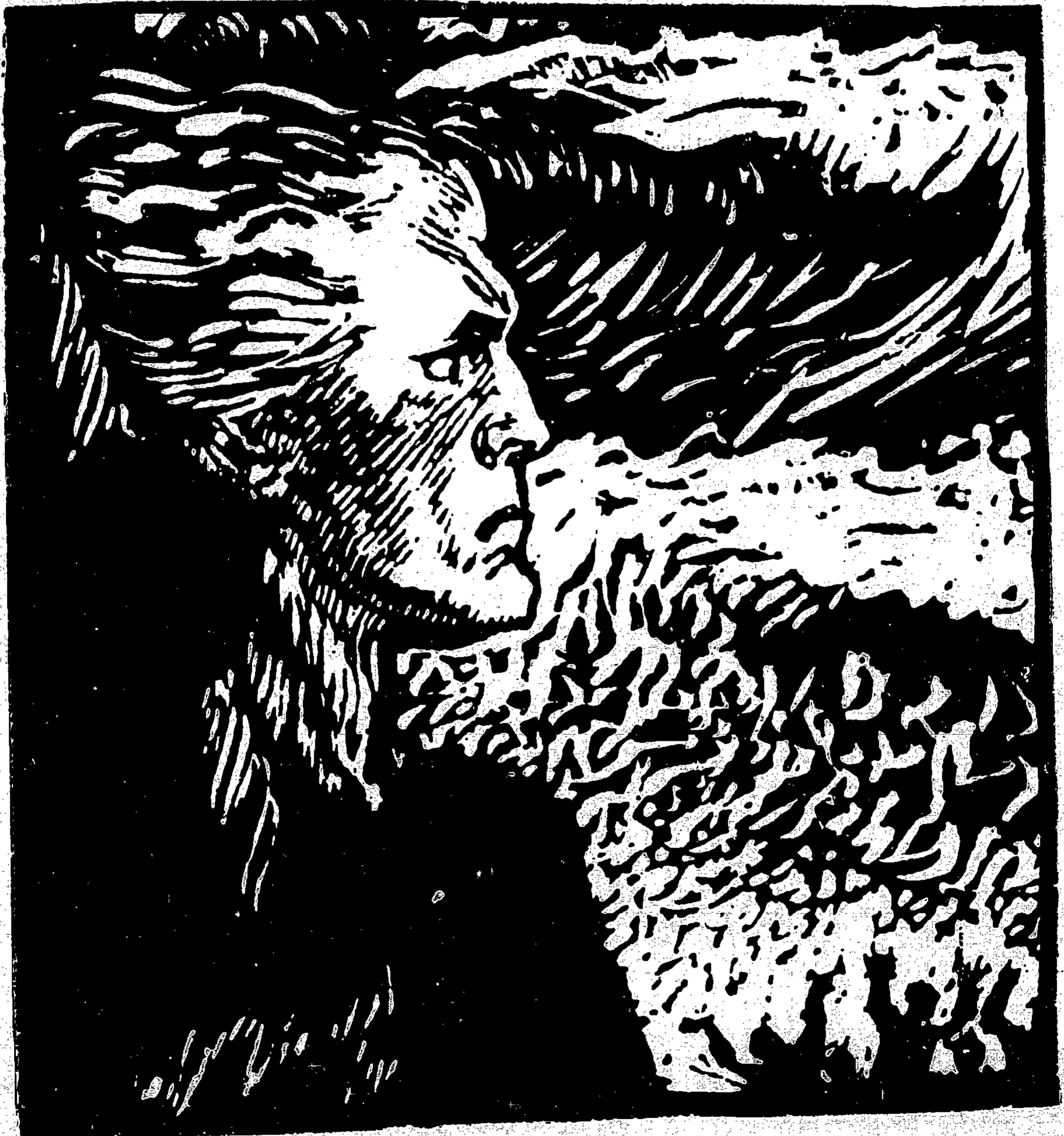
Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 12

Duitsburg, den 19. März 1932

33. Jahrgang



Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen;

Wir fürchten uns drob nimmermehr,
Es soll ih'n nicht gelingen.

Der Feind: Die politische und soziale Reaktion

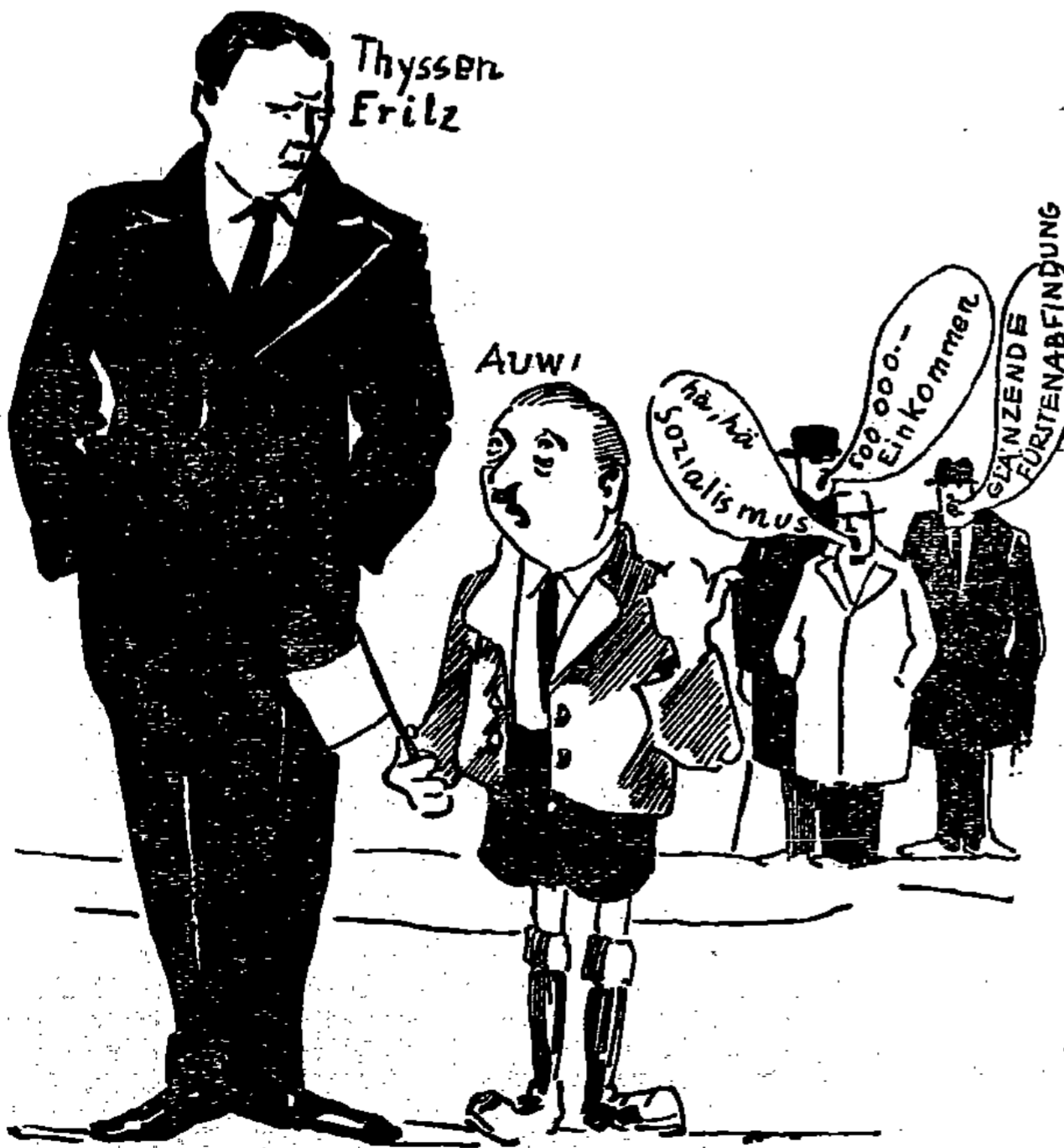
Mit Schmerz und Zorn hörte das deutsche Volk am Sonntag, 6. März, am Rundfunk einen Ausschnitt aus der „Tätigkeit“ politischer Parteien anlässlich der Rede des Kanzlers Brüning im Reichstag. Mit Schmerz, daß ein solcher Spektakel möglich ist bei einem Volke, welches sich immerhin zu den Kulturvölkern rechnet; mit Zorn, daß so etwas sich Volksvertretung nennt und den fehlenden Geist durch Gebrüll zu ersetzen sucht. Wir waren bis jetzt der Ansicht, daß die größte Menagerie Deutschlands bei Hagenbeck in Stellingen zu finden wäre. Wir werden unsere Meinung revidieren müssen. Was bestimmte Parteien an Lächerlichkeiten aufführten, stellt zweifelsohne die Sprünge in Hagenbecks Affenställen in den Schatten.

Man weiß sehr gut, warum diese Spektakelstücke aufgeführt werden. Man will alles, was der Staat der Nachkriegszeit hervorgebracht hat, lächerlich machen und seine Arbeit unfruchtbar gestalten. Selbst gibt man keinen Weg an, wie man etwas bessermachen kann; ja, man weiß auch keinen Weg. Denn was man bis jetzt an „Programmen“ und wirtschafts-politischen Schriften herausbrachte, ist von jener rührenden Bescheidenheit der Armut im Geiste, welche auch den bekannten Dichthäuter auszeichnete, der Ordnung in einen Porzellanladen bringen wollte.

Wenn wir hier offen unsern Feind herausstellen, nämlich die politische und soziale Reaktion, dann möge keiner kommen und sagen, wir dächten nur innerpolitisch. Früher als das Gros derjenigen, welche heute von Kampf und Freiheit reden, haben unser Christlicher Metallarbeiterverband und unser Verbandsorgan den schärfsten Kampf gegen Versailles und die schweren Fesseln der Reparationen geführt. (Siehe Artikel in nächster Nummer: „Unser Verband, Versailles und Tribute“.)

Auch ein Fährdelein Sozialisten

In Köln beschwerte sich August Wilhelm von Hohenzollern über die Verwalterung des nationalen Sozialismus.



„Onkel Fritz, die Stahlhelmer tun immer unsern nationalen Sozialismus veräppeln.“

„Laß man, Auwi, die kommen auch noch dahinter, daß nationaler Sozialismus und Privatkapitalismus dasselbe sind!“

Wir wissen, daß das heftigste und schwerste und dringlichste Ringen geführt werden muß gegen Versailles um Freiheit, Licht und Leben unseres Volkes und Vaterlandes. Das ist der Angelpunkt aller unserer Kämpfe.

Aber wir wissen auch, daß dieses Streben nur dann von Erfolg begleitet ist, wenn es gelingt, in Deutschland die politische und soziale Reaktion niederzuzwingen und ihr den Atem zu nehmen. Die politische Erneuerung des Volkes geht nicht über Diktatur und Putschgelüste, sondern über Gleichberechtigung und Gleichachtung aller Volksgruppen. Diese Gleichberechtigung soll mehr sein als nur eine formale Paragrafenangelegenheit, und wenn sie zehnmal in der Verfassung verankert wäre. Sie muß aus dem Innern der deutschen Seele erwachsen und ein ungeschriebenes Gesetz im Verhalten der verschiedenen Schichten untereinander sein. Der Volksstaat hat versucht, hier Grundlagen zu schaffen.

Man sagt, unser Volksstaat und unsere Demokratie trügen formalen Charakter. Zugegeben! Unsere heutige Demokratie ist erst ein Notdach für die politische Existenz Deutschlands. Aber ist es denn nicht so, daß der Weg zur organischen Demokratie — d. h. einer Lebensform, in der das Volk als Ganzes unter einem einheitlichen Schicksal, also in einer einheitlichen Ordnung und Bildung des sozialen Lebens, der Arbeit und der Wirtschaft steht —, daß der Weg zur organischen Demokratie über die formale Demokratie führt, welche ja vielfach erst Gestaltungswillen und Aufbaukräfte bei allen Schichten entfaltet, die man bis dahin gewaltsam von jeder wirtschaftlichen, sozialen und politischen Mitarbeit ausgeschaltet hatte?

Es ist heute Modesache, jene organische Demokratie zu fordern. Aber dabei diskreditiert man jeden Versuch einer demokratischen Neuordnung. Man tut es entweder aus Unvermögen, aus Verantwortungslosigkeit oder aus bewußtem Kampf gegen jeden demokratischen Gedanken überhaupt.

Mit den ersten wollen wir nicht rechten. Aber sie sollten dann den Mund halten. Die zweiten sollte man auf die Finger klopfen. Die dritten sind unsere Gegner. Gegner? Schade um das Wort, denn der Gegner ist der ehrenhaft Gegenüberstehende. Nein, sie sind die Hyänen der Geschichte. Ihnen gilt unser unerbittlicher Kampf.

Nicht diejenigen sind in erster Linie schuldig, welche schreien, Straßenaufläufe machen, schließen und stechen. Sie sind es nicht. Sie sind verführt, betäubt, hingerissen. Aber dahinter, im Unsichtbaren, stehen die Drahtzieher, die Geldgeber, die Häher aller Volksrechte. Kennen wir sie nicht? Die geistigen Beeinflusser von Stimmungen, denen Volk und Volksaufstieg nichts, aber ihr egoistisches Ziel alles ist!

Da stehen sie vor der Justiz, die Kleinen, die Lämmel, denen der Revolver oder das Messer zu lose in der Hand saßen. Rowdies und Lumpen oft, — meistens aber armselig Verführte. Wann aber stehen die andern, die Verführer, die Drahtzieher vor dem Richter? Wir wünschten, wir hätten davon häufiger in Deutschland gehört. Wo bleiben diejenigen, welche jahraus, jahrein in Presse, in Versammlungen, in Flugchriften in blutrünstigster Weise hegen und putzen? Links- und rechtsradikale Meister vom dunklen Stuhl? Das Volk kennt sie und wird eines Tages auch von ihnen Rechenschaft fordern.

Denn das Volk weiß, wo es diejenigen zu suchen hat, welche seine politischen und sozialen Rechte unterminieren wollen.

Darum dreht sich ja der Kampf heute, daß einflußreiche, kapitalkräftige Kreise die rechtsradikalen Parteien benutzen, um ihre dunklen antisozialen Pläne durchzuführen. Wir haben die Gefahr des Nationalismus viel weniger darin gesehen, daß er die unzufriedenen Elemente in sich sammelt, als darin, daß scharfmacherische Kreise den Nationalismus als Deckmantel benutzen. In immer schärferer Form ist das deutlich geworden. Der berühmte „nationale Sozialismus“, der bei

Arbeiterbefreiung beginnen wollte, hat geendigt bei dem Geld gewisser Großindustrieller. Was ist aus der Hoffnung Hunderttausender, aus dem „nationalen Sozialismus“ geworden? Das Versprechen im Düsseldorfer Industrieklub, die unumschränkte, freie liberal-kapitalistische Ära im „Neuen Reich“ wiederherzustellen.

Herr von Silja (Gutehoffnungshütte) haßt da nicht mit Unrecht ein. Apropos! Herr von Silja! Als Adjutant Koskes hat er einmal ziemlich „links heran“ gestanden. Dann wurde er der wesentliche Akteur der Harzburger Front. Augenblicklich betätigt er sich vergeblich darin, den Werksvereinsgedanken in neuer Form den Arbeitern schmachhaft zu machen. Also, Herr von Silja schreibt in einer Denkschrift vom Dezember 1931 folgendes:

„Wenn Hitler und sein Wirtschaftsstab wirklich die feste Absicht haben, den Kern des privatwirtschaftlichen Systems unangetastet zu lassen, so werden sie es auch leichter haben, die Leute umzustellen, wenn sie bei dieser geistigen Erziehung ihrer Anhänger auf eine starke privatwirtschaftliche Gruppe in der Nationalen Front hinweisen können...

Wir werden unsere wirtschaftspolitische Aufgabe nur erreichen können im Kampf gegen die Gewerkschaften...

Der politische Einfluß und die Monopolstellung der Gewerkschaften müssen gebrochen werden. Lediglich als reine Berufsvertretung der Arbeitnehmer, von denen sie Vollmacht haben, dürfen sie anerkannt werden, wobei die elastische Anpassung der allgemeinen, mit den Gewerkschaften festgelegten Arbeitsbedingungen an die jeweils gegebenen Betriebsverhältnisse in dem betreffenden einzelnen Unternehmen oder in kleinen Werksgruppen zwischen Arbeitgeber und Belegschaft stattfinden muß.“

Diese Worte sind deutlich. Aus ihnen spricht unverhüllt der Herr-im-Hause-Standpunkt, der in der Vorkriegszeit mehr als alles andere dazu beigetragen hat, den Marxismus großzuzüchten.

Das ist derselbe Standpunkt, welcher in der Vorkriegszeit sich nicht um die seelische Not der Arbeiterschaft kümmerte, sondern sie zu Millionen dem Marxismus in die Arme trieb und aus dem Druck auf die Arbeiterschaft erhöhte Dividenden herauswirtschaftete. Das gleiche Scharfmachertum hält heute engste Fühlung mit dem Nationalismus und hofft, mit seiner Hilfe die aufstrebende Arbeiterschaft wieder in eine Periode der Knechtung zurückzuwerfen.

Der Nationalismus hat sich an dem Tage gerichtet, als er in seinen obersten Führerschichten ansang, mit dem reaktionären Kapitalismus zu Liebäugeln. Ob er nun in Versamm-

lungen sich noch überschlägt in Worten für die Arbeiterschaft, hinter den Kulissen stehen die Schmiede der Arbeiterketten bereit. Will man der Arbeiterschaft etwa zumuten, den starken Worten der Versammlungen mehr zu glauben als den Geheimabmachungen mit führenden Scharfmachern, welche offen auf die Zerschlagung der Gewerkschaften und damit der Vernichtung der Arbeiterrechte hinauslaufen?

Um die Fahne der politischen und sozialen Reaktion flattern zu lassen, verschanzt man sich hinter Parteien, deren Aushängeschild das Nationale ist, schafft man Sturmkolonnen, finanziert Presse und Angriffe gegen Arbeiter und Gewerkschaften und hofft, wenn nicht auf legalem Wege, so durch einen Staatsstreich, durch Illegalität, die Macht zu erreichen.

Die Arbeiterschaft steht gewappnet. Sie wird jedem Versuch zur Illegalität so zu begegnen wissen, daß die Führer zur Illegalität wünschten, sie könnten manches rückgängig machen. Gegen solche illegalen Bestrebungen — wir betonen nochmals: illegale Bestrebungen — formiert sich unsere Volkfront. Bereitschaft auf Bereitschaft hat sich gebildet. Tausende gedienter Kollegen stehen zum Schutz ihrer Betriebe und zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung bereit. Wie wir jede Revolution ablehnen, so verwerfen wir auch den Bürgerkrieg. Aber unsere Kolonnen marschieren gegen Putschgelüste und Diktaturverlangen, für die Rechte der Arbeiterschaft.

Wir stehen auf dem Boden des Volksstaates und der Verfassung. Für uns beginnt die Geschichte Deutschlands nicht erst mit dem 9. November 1918. Für uns ist Demokratie die bewußte Anteilnahme eines jeden einzelnen am Geschick seines Volkes. Wir wenden uns gegen den Klassenstaat von oben und von unten. Wir anerkennen kein exklusives Recht irgendeiner Volksschicht auf politische und soziale Führerstellen. Der politische und soziale Führer wächst, aber er wird nicht auf Schulen gezogen. Wir wenden uns mit aller Schärfe gegen die mehr und mehr um sich greifende Anschauung, als ob die Handarbeit etwas Zweitrangiges sei. Wir bedauern diese geistige Entwicklung, weil sie den inneren Zusammenhang im Volkskörper zerreißt. Wir wissen, wie notwendig ein Aufeinander-Eingespieltsein aller Schichten im Volke ist. Keine Schicht, auch die Arbeiterschaft nicht, hat das Recht, ihre Interessen über die Interessen des Volksgesamten zu setzen. Wir ringen auch heute gemeinsam mit allen vernünftigen denkenden Schichten und Führern unseres Volkes, ob Industriellen, Bauern, Mittelständlern usw., um Aufstieg der Wirtschaft und Freiheit unserer Nation. Aber wir kämpfen gegen den unsozialen und unnationalen Gedanken. Darin allein sehen wir den inneren Feind, ohne dessen Niederwerfung weder ein innerer Friede noch ein äußerer Aufstieg gewährleistet werden kann.

Unser Erfolg in der Rechtsschutztätigkeit 1931: 1,6 Millionen Reichsmark



Der gewaltige Krisendruck, der auf der deutschen Wirtschaft lastet, führt zu gewissen Spannungen, die mit steigender Krise an Stärke zunehmen. Arbeitszeit, Lohn, Sozialversicherung, Arbeitsrecht sind in Krisenzeiten stets hart umkämpft worden. Gerade in solchen Zeiten muß der Arbeiter besonders heftig um das ihm zustehende Recht ringen. Durch die Notverordnungen sind die Bestimmungen der Sozialversicherung mehrfach abgeändert worden. Wie will der Arbeiter, der mit der Materie nicht so sehr vertraut ist, sich darin zurechtfinden? Müßte er sein Recht allein verteidigen, so würde er sehr oft stark benachteiligt sein. Auch das Arbeitsrecht versucht das Unternehmertum in Krisenzeiten dem Arbeiter zu schmälern. Dementsprechend wächst die Rechtsschutztätigkeit mehr und mehr an. Auch im Jahre 1931 ist ein weiteres gewaltiges Anwachsen zu verzeichnen. Die Zahl der erteilten Auskünfte stieg von 103 954

auf 143 721. Die Zahl der Schriftsätze nahm von 41 995 im Vorjahre auf 54 999 zu. Auch die Zahl der Termine ist mit 17 467 gegen 12 372 im Vorjahre erheblich angewachsen.

Einen besonders großen Umfang nahm die Rechtsschutztätigkeit im Berichtsjahre auf den Gebieten der Erwerbslosenversicherung, der Fürsorgepflichtverordnung und des Steuerrechtes an. Allein bei der Erwerbslosenversicherung nahm die Zahl der Auskünfte von 25 304 auf 44 133 zu. Die Zahl der Schriftsätze vermehrte sich von 7196 auf 13 114. Die Zahl der Termine weist mit 6311 gegenüber 3359 fast eine Verdoppelung auf. Mehr als verdoppelt hat sich die Zahl der Auskünfte, Schriftsätze und Termine auf dem Gebiete der Fürsorgepflichtverordnung.

Das stetige Anwachsen der Rechtsschutztätigkeit des Verbandes zeigen folgende Zahlen an:

| Jahr | Auskünfte | Schriftsätze | Termine | Barerfolg |
|------------|-----------|--------------|---------|-------------|
| 1927 . . . | 49 493 | 20 391 | 6 086 | 533 096 RM |
| 1928 . . . | 53 251 | 21 731 | 6 401 | 754 046 " |
| 1929 . . . | 70 634 | 29 396 | 9 172 | 769 449 " |
| 1930 . . . | 103 954 | 41 995 | 12 372 | 1 191 177 " |
| 1931 . . . | 143 721 | 52 999 | 17 467 | 1 589 447 " |

4 837 215 RM wurden in den letzten fünf Jahren durch die Rechtshuhtätigkeit unseres Verbandes für die Kollegen erstritten.

Die Entwicklung auf den einzelnen Gebieten des Rechtshuhtes geht aus nachstehender Aufstellung hervor:

Rechtshuhtätigkeit 1931.

Gesamtergebnis des Christlichen Metallarbeiterverbandes.

| Rechtsgebiet | Auskünfte | Schriftsätze | Termine |
|-------------------------------------|----------------|---------------|---------------|
| Arbeitsvertrag | 26 424 | 8 197 | 3 736 |
| Betriebsrätewesen | 7 376 | 1 829 | 654 |
| Krankenversicherung | 8 669 | 2 015 | 736 |
| Unfallversicherung | 5 827 | 2 930 | 1 219 |
| Invalidentversicherung | 7 816 | 2 604 | 1 161 |
| Knappschaftsversicherung | 1 771 | 578 | 163 |
| Angestelltenversicherung | 501 | 157 | 35 |
| Militärversorgung | 823 | 356 | 92 |
| Kriegs- und Befahrungschäden | 170 | 122 | 40 |
| Erwerbslosensfürsorge | 44 133 | 13 114 | 6 311 |
| Fürsorgepflichtverordnung | 10 263 | 4 320 | 1 074 |
| Steuerfachen | 12 091 | 7 945 | 402 |
| Mietstreitigkeiten | 3 398 | 1 421 | 552 |
| Zivilprozeß | 3 323 | 1 961 | 450 |
| Sonstiges | 11 136 | 5 450 | 842 |
| Summe | 143 721 | 52 999 | 17 467 |

Es endeten mit vollem Erfolg 26 018, mit teilweisem Erfolg 24 069 und ohne Erfolg 12 993 Fälle.

Die Aufwendung von Mühe und Arbeit war nicht vergebens. Allein im Jahre 1931 wurden nicht weniger als 1 589 447,06 Reichsmark

Barerfolg erstritten. Das ist nur der erfasste Barerfolg für 1931. Laufende Renten usw. sind nicht darin enthalten. Des weiteren ist es nur in 63 000 Fällen gelungen, den Erfolg festzustellen. In einer sehr großen Anzahl von Fällen ist es nicht gelungen, den Erfolg zu ermitteln, da die Rechtshuchenden keine Mitteilung über den Ausgang ihres Rechtshuchfalles gegeben haben. Wir dürfen auch hier die Bitte aussprechen, doch in Zukunft Mitteilung zu geben.

1 589 447,06 RM Fürwahr, ein gewaltiger Erfolg! Manche Not ist dadurch gelindert, manche Träne dadurch getrocknet worden. In manchen Fällen sind Mut und Vertrauen, Hoffnung und Lebensmut neu gestärkt worden.

Und dann noch eines! Lehren uns diese wenigen Zahlen nicht auch, welche Bedeutung die Gewerkschaften gerade in der Notzeit für die Arbeiterchaft haben. Treue um Treue! Ist der Verband uns in dieser Zeit Stab und Stütze, Schutz und Schirm, der Recht und Freiheit der Arbeiterchaft, die in Not- und Krisenzeiten besonders bedroht sind, verteidigt, dann müssen auch wir ihm die Treue halten.

Diese Zahlen sollten aber auch von unseren Kollegen mehr und mehr in der Werbearbeit benutzt werden. Sie könnten sehr oft Veranlassung und auch Anknüpfungspunkt sein, dem Unorganisierten den Wert der Organisation für die Arbeiterchaft darzutun. G. Pelster.

Möglichkeit und Bluff der Autarkie

Seit einiger Zeit ist in Deutschland die Propaganda für Autarkie Trumpf geworden. In Versammlungen und Artikeln wird das Autarkie-Gerede verdoppelt; das Landwirtschaftsministerium hat durch seine Maßnahmen diesen Ansichten größeren Raum gegeben. Viele sind der Ansicht, Autarkie sei so etwas wie Einfuhrsperre. In Zeiten niedergehender Konjunktur glaubt man vielfach, alles Heil von einer Drosselung der Einfuhr mittels hoher Zölle zu erreichen. Der Grad der Unklarheit über Autarkie entspricht der An-

strenkung der Lungenkraft, mit der an Bierischen diese Frage der „Lösung“ nähergebracht wird.

Selbst sehr enragierte Kreise, wie der „Tatkreis“ — die „Tat“, eine bei Dieberichs erscheinende Zeitschrift, deren geistige Beeinflussung der Intellektuellenschicht bedeutsam zu nennen ist —, sind sich nicht einmal über den Begriff „Autarkie“ im klaren. Sie verwenden das Wort oft so, als ob es mit „Autarchie“ gleichbedeutend wäre. Aus dieser Unklarheit entstehen dann heillose Irrtümer und ein ständiges Nebeneinander-Sprechen. „Autarkie“ stammt vom griechischen „Autarkeia“ und bedeutet soviel als „sich selbst genug sein“ oder, um mit der Wirtschaftswissenschaft zu sprechen, „Abgeschlossenheit vom Weltmarkt, Sichselbstversorgen einer Wirtschaft“. Dagegen aber bedeutet Autarchie (griech. Autarchia) soviel wie „Selbstherrschaft“ und würde wirtschaftlich etwa heißen: „wirtschaftliche Souveränität“; ja, man geht so weit, zu reden von einer „Wiedergewinnung der Souveränität des Volkes über die Handels- und Kreditbeziehungen zum Ausland, über die vom Erwerbgedanken zur Bedarfsdeckung wandelnde Volkswirtschaft im Inland“ (die „Tat“, September 1931).

Die „Autarchie“ würde, in die Praxis übersetzt, „Planwirtschaft“ bedeuten. Ob eine Planwirtschaft ohne Vergesellschaftung wichtiger Betriebsgruppen möglich ist, steht dahin. Jedenfalls ist in führenden nationalistischen Kreisen der Gedanke der Vergesellschaftung der Konzerne und Truste längst zu den Akten gelegt. Er figuriert nur noch in Wahlversammlungen für das profanum vulgus, für die „ordinäre Masse“, das „Stimmvieh“. Die Goldkugeln gewisser Industrieller haben die brüchigen Ideen eines „nationalen Sozialismus“ zusammengeschossen.

Es ist hier nicht der Platz, über die Möglichkeit eines Weges „vom Erwerbgedanken zur Bedarfsdeckung“ zu reden. An sich ein uralter christlicher Wirtschaftsgedanke, der vom Nationalismus nur so lange abgewandelt wurde, als der Nationalismus noch nicht in die finanzielle Sörigkeit des Privatkapitalismus geraten war.

Anders aber ist es mit dem Autarkiegedanken, der sich auch heute noch großen Wohlwollens des Nationalis-

Ostelbische Autarkie



„Det tut uns ja leid, daß es der Industrie und den Arbeitern schlecht geht. Aber die Hauptsache bleibt doch, daß wir noch mehr Zollschutz erhalten.“

mus erfreut. Zwar macht er sich keine klare wirtschaftliche Vorstellung von Autarkie, sondern er behandelt die Angelegenheit mehr stimmungs- und gefühlsgemäß. Mit Tatsachen gibt sich der heutige Nationalismus nicht gerne ab. Er ähnelt darin jenem Versammlungsredner, der, als er auf den Gegensatz zwischen seinen Ausführungen und den Tatsachen aufmerksam gemacht wurde, mit Stentorstimme rief: „Um so schlimmer für die Tatsachen!“

Sicherlich: die Staaten der Welt beginnen im Zeitalter der Krise sich gegenseitig mit Hochschutzzöllen abzuschließen. Das ist eine Erscheinung, die sich seit hundert Jahren in der industriellen Epoche häufig gezeigt hat, wenn auch nicht in der scharfen Form wie heute. Zollmauern wachsen, Einfuhrerschwerungen mehren sich. Der treue Bürger aber scheint nicht zu merken, daß das alles ein Weg zum Merkantilismus, zur Staatshoheit über die Wirtschaft ist. Die Staaten wollen den klagenden Bürgern helfen. Sie verfallen dabei auf Mittel und Wege, die vor 200 Jahren als der Weisheit letzter Schluß angesehen wurden, aber im Zeichen der Weltwirtschaft grotesk anmuten.

Im übrigen beweisen aber auch die Zahlen, daß gerade während der Krise sich die Bedeutung der Ausfuhr und die Bedeutung der Einfuhr für die deutsche Wirtschaft gehoben hat und demzufolge von einer Herauslösung Deutschlands aus dem „Weltmarkt“ gar nicht geredet werden kann. Wir machen uns viel zu wenig klar, wie sehr die deutsche Ausfuhr seit 1925 gestiegen ist, d. h. wie eng ihre Bindungen mit dem Weltmarkt geworden sind und wie sehr sie selbst in der Krise ihre Position behaupten konnte.

Ein paar Zahlen seit 1928 mögen das dartun:

| Monatsdurchschnitt | Ausfuhr | | | Einfuhr | | |
|----------------------------|---------------------|---------------------|------------------------|---------------------|---------------------|------------------------|
| | in Millionen RM. | | 1. Halbjahr 1928 = 100 | in Millionen RM. | | 1. Halbjahr 1928 = 100 |
| | zum tatsächl. Preis | zu Preisen von 1928 | | zum tatsächl. Preis | zu Preisen von 1928 | |
| | I | II | III | IV | V | VI |
| 1928 1. Halbjahr | 973 | 967 | 100 | 1201 | 1192 | 100 |
| 2. Halbjahr | 1073 | 1083 | 112 | 1133 | 1142 | 96 |
| 1929 1. Halbjahr | 1089 | 1092 | 113 | 1137 | 1119 | 94 |
| 2. Halbjahr | 1159 | 1087 | 123 | 1105 | 1134 | 95 |
| 1930 1. Halbjahr | 1034 | 1096 | 113 | 951 | 1053 | 89 |
| 2. Halbjahr | 972 | 1079 | 112 | 782 | 963 | 81 |
| 1931 1. Halbjahr | 795 | 944 | 98 | 634 | 897 | 75 |
| Juli-Nov. | 819 | 1030* | 107 | 486 | 725* | 61 |

* Schätzungen.

Wir haben zwar nicht mehr die guten Ziffern von 1929, aber sie sind immerhin noch ansehnlich. Auch die anderen großen Länder denken nicht daran, sich vom Weltmarkt abzuhängen und sich auf sich selbst zurückzuziehen. England und Amerika verzeichnen steigende Einfuhrziffern in den letzten Jahren.

Der Autarkiegedanke, das „Sich-selbst-genug-Sein“, ist für Deutschland deshalb schon unmöglich, weil es, abgesehen von einigen landwirtschaftlichen Produkten und von Kohle und Kali, auch nicht über einen Rohstoff in nennenswertem Umfang verfügt. Wir sind auf Rohstoffzufuhr dauernd angewiesen. Wollte man diese „Selbstgenügsamkeit“ sogar auf die Einfuhr ausdehnen, könnten 60% des deutschen Volkes auswandern, weil sie in der Heimat kein Brot, keine Arbeit und keinen Lohn erhalten könnten. Der Gedanke der Autarkie wird heute wesentlich getragen von landwirtschaftlichen Schichten. Sie finden darin ein mehr als willfähiges Ohr

mancher Regierungskreise, welche der Landwirtschaft zulleibe selbst die Beziehungen zu unseren besten Abnehmern auf dem Weltmarkt, wie Holland, schwierig gestalten.

Wir haben nie die Kraft der Landwirtschaft für das deutsche Volk verkannt. Sie ist von großer wirtschaftlicher und nationaler Bedeutung. Wir treten für einen gesunden Schutz der Landwirtschaft ein. Aber es ist doch viel verlangt, die Interessen eines Volksviertels so stark zu forcieren, daß die Lebensinteressen von drei Vierteln darunter leiden. Drei Viertel leben heute in Deutschland von Handel und Gewerbe in Verbindung mit dem Weltmarkt. Die deutsche Exportindustrie und Millionen Arbeitnehmer könnten ihr Bündel schnüren und jenseits des großen Wassers eine neue Existenz suchen, wenn Deutschland „autark“ würde, vorausgesetzt, daß man diese Millionen überhaupt drüben haben will.

Was Ausfuhr und Verbindung mit dem Weltmarkt bedeuten, darüber geben Geschäftsberichte großer Gesellschaften aus der letzten Zeit Aufschluß

Auf der Generalversammlung Siemens & Halske sagte Herr von Siemens:

„Unser fakturierter Auslandsumsatz erreichte in diesen 3 Jahren die Höhe von über einer Milliarde Reichsmark. Durch unsere Exportaufträge beschäftigten wir in Deutschland im Geschäftsjahr 1930/31 über 30 000 Köpfe in unseren eigenen Betrieben. Dazu müssen Sie ungefähr dieselbe Anzahl von Menschen rechnen, die hierdurch in der nicht von uns betriebenen Vorfabrikation Beschäftigung gefunden haben. 60 000 Menschen haben also allein durch uns Brot und Verdienst zur Befriedigung von Auslandsbedürfnissen erhalten und sind dadurch kaufkräftige Verbraucher der Inlandwirtschaft geblieben, haben damit also vielen tausenden weiterer deutscher Arbeitskräfte Beschäftigung gegeben.“

Die A. E. G. schreibt in ihrem Bericht:

„Der prozentuale Anteil unseres Inlandgeschäfts am Gesamtumsatz der Firma ist dabei verhältnismäßig stärker gesunken als derjenige des Auslandgeschäfts, so daß unser Auslandsumsatz nicht mehr wesentlich hinter unsern Inlandumsatz zurückbleibt; die vorliegenden Auslandsaufträge übersteigen sogar die Inlandsaufträge.“

Die weiterverarbeitende Industrie des Solinger Gebietes:

„Uebersaus schädlich hat sich für die Ausfuhrindustrie die Erhöhung des deutschen Butterzollens ausgewirkt. Namentlich aus Dänemark kommen von Tag zu Tag sich mehrende Proteste und Klagen von scharfen Boykottbestrebungen der dänischen Verbraucher. Die Berichte stimmen darin überein, daß sich die dänische Verbraucherschaft bei Fortsetzung einer solchen Handelspolitik mehr und mehr dem englischen Markte zuwenden werde.“

Die Krefelder Industrie- und Handelskammer:

„Bei aller Würdigung der Notlage, in der sich die Landwirtschaft befindet, müsse man doch bedenken, daß eine derartige Schutzpolitik heute mehr denn je den lebensnotwendigen Ausfuhrinteressen Deutschlands zuwiderlaufe. Deutschland könne weder auf die Ausfuhr seiner Industrie verzichten, noch eine landwirtschaftliche Autarkie erwägen, wie schon die einzige Tatsache beweise, daß das Land auf dem für die Volksernährung entscheidend wichtigen Gebiet der Fettversorgung auf die Einfuhr ausländischer Rohstoffe völlig angewiesen sei und bleibe, ganz abgesehen von der privaten Auslandsverschuldung, die Deutschland zur Ausfuhr seiner Industrieerzeugnisse und Bodenprodukte zwingt.“

Das sind Stimmen, die deutlich sagen, was es mit der Autarkie auf sich hat. Natürlich kann Deutschland bei den internationalen Forderungen auf gewisse Gegenmaßnahmen nicht verzichten, aber der Gedanke der Autarkie bleibt für Volk und Wirtschaft eine völlige Unmöglichkeit.

Wir treten mit aller Energie für den Satz ein: „Deutscher, kaufe deutsche Waren!“ Das ist eine Erziehungsaufgabe für die Nation. Aber etwas anderes ist, das Land durch höchste Zölle abzuschließen zu wollen. Dagegen wenden wir uns im Interesse der deutschen Wirtschaft und der deutschen Arbeiterschaft, ja des deutschen Volkslebens überhaupt. . . . ber.

Zu Goerdelers Reformplänen der Arbeitslosenversicherung



Neben anderen Vorschlägen, die um die Zukunft der Versorgung der Arbeitslosen austauschen, steht der Vorschlag des jetzigen Reichskommissars für Preisüberwachung, des Oberbürgermeisters Dr. Goerdeler. Wie viele andere Vorschläge, so stammt auch dieser von einem Nichtsozialpolitiker.

Wenngleich auch dies nicht ohne weiteres etwas über den Wert des Vorschlages besagt, so beweist es jedoch, daß dieser Vorschlag weniger auf sozialpolitischen Erwägungen als auf anderen Ueberlegungen beruhen muß. In der Tat stammen auch die meisten jetzt in der Öffentlichkeit bekanntgewordenen Vorschläge aus den Kreisen der Kommunalpolitiker. Man

sieht die finanzielle Schwierigkeit, in die bei steigender Arbeitslosigkeit die Gemeinden kommen, und man versucht, das finanzielle Problem zu lösen. Wir haben demgegenüber die Aufgabe, darüber zu wachen, daß die sozialen Erfordernisse bei Änderung der gegenwärtigen Unterstützungsorganisationen gewahrt bleiben.

Die nun annähernd erfolgte Anpassung der versicherungsmäßigen Unterstützung an die Sätze der Erwerbslosenfürsorge und die Tatsache des erheblichen Zusammenschwümmens des Wirkungsumfanges der Versicherung hat zu einer erheblichen Verlagerung des allgemeinen Interesses an den Einrichtungen zur Betreuung der Arbeitslosen geführt. Während früher der zahlenmäßigen Entwicklung der Wohlfahrtserwerbslosen keine besondere Beachtung geschenkt wurde, vielmehr ausschließlich die Entwicklung der Versicherung, später auch die der Krisenfürsorge im Brennpunkt des Interesses stand, muß heute die Gesamtzahl der Arbeitslosen und deren Entwicklung beobachtet werden. Das Problem ist nun fast nur noch ein finanzielles. Es geht um die Frage der Sicherstellung der Unterstützungsmittel, — eine Frage, die immer schwerer Antwort findet. Mit ziemlicher Sicherheit muß mit einem weiteren Steigen der Arbeitslosigkeit gerechnet werden. Dies würde weitere Mittel erfordern, denn Leistungskürzungen sind kaum mehr denkbar, eine Beitragserhöhung ist unmöglich. Die Versicherung selbst hätte einen Ausweg. Sie könnte abermals die Unterstützungsdauer kürzen. Damit würde zwar wiederum das finanzielle Gleichgewicht der Versicherung herstellbar sein, aber finanziell ist nichts gewonnen, denn durch eine solche Maßnahme würde lediglich der Wirkungsgrad der Versicherung weiter eingeengt werden, und weitere Hunderttausende von Arbeitslosen würden der Krisenfürsorge oder der Wohlfahrt überlassen bleiben.

Dr. Goerdeler sieht auf dieser Grundlage die steigende Belastung der Gemeinden, die Unmöglichkeit, die notwendigen Mittel den Gemeinden zu beschaffen, und meint, daß als Folge das allmähliche Absichern der monatlichen Unterstützungshöhe von 50 RM auf 40 RM, auf 30 RM usw. eintreten würde. Bekanntlich gehen ja viele Gemeinden heute schon diesen Weg. Sein Vorschlag geht nun dahin: Ab 1. April 1932 wird die Reichsanstalt suspendiert; die Auszahlungen der Unterstützungen erfolgen nur noch von einer Stelle aus, von den Gemeinden. Die Form der Unterstützung ist natürlich Wohlfahrtsunterstützung, ebenso findet allgemein Bedürftigkeitsprüfung statt. Die jetzige Beitragsleistung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer bleibt bestehen. Das Beitragsaufkommen, die Erträge der Krisenlohnsteuer und der Krisensteuer stellen die Unterstützungsmittel dar, die zum Teil auf dem Wege des Finanzausgleiches den Gemeinden zufließen. Vom gesamten Unterstützungsaufwand trägt das Reich vier Fünftel, die Gemeinden ein Fünftel. Nach einem Jahr des Regiments dieser Übergangsregelung werden die Gewerkschaften mit der Durchführung der Arbeitslosenversicherung

betrachtet. Nach Goerdeler hatten die Gewerkschaften bisher nur Einfluß auf die Lohngestaltung. Er will durch seinen Vorschlag den Gewerkschaften auch Einfluß auf den Arbeitsmarkt geben, und er verspricht sich hiervon eine „Stärkung der Verantwortung der Gewerkschaften für ihre Lohnpolitik“. Durch genaue Berechnung wird das mögliche Verhältnis zwischen Mitgliedern und Unterstützungslast festgestellt. Uebersteigt die letztere die Unterstützungsmöglichkeit, so springt eine dritte Stelle ein. Mit dieser Maßnahme darf kein Organisationszwang verbunden werden. Die Errichtung der Reichsaufsicht und des Krisenausgleiches hält Goerdeler für sehr leicht zu lösende Fragen. Die Verwaltung der dann den Gewerkschaften übergebenen Versicherung erfolgt von diesen allein; die Arbeitgeber werden nicht eingeschaltet.

Eine Reihe von Einzelfragen an diesem Vorschlag sind noch ungeklärt. Eine abschließende Stellungnahme ist daher nicht möglich. Besonders starke Bedenken werden jetzt schon wahrgenommen, wenn man sich die Übergangsform des Goerdeler'schen Vorschlages für das erste Jahr ansieht. Es mag zunächst davon abgesehen werden, daß die Frage, weshalb denn überhaupt erst ein solches Übergangsjahr nötig sein soll, weshalb nicht gleich die Ueberführung der Versicherung an die Gewerkschaften erfolgen kann, ungenügend begründet erscheint. Zunächst bedeutet doch der Vorschlag eine völlige Vernichtung der Versicherung. Die jetzige Dreiteilung, die wir stets für unzweckmäßig gehalten haben, wird nicht mehr für lange Zeit bestehen bleiben können. Wird aber zusammengelegt, so darf die gemeindliche Erwerbslosenfürsorge nicht die Grundlage der neuen Unterstützungsförm werden. Hiergegen sprechen wesentliche Gesichtspunkte. Bei den Arbeitslosen handelt es sich fast durchweg um arbeitswillige und arbeitsfähige Menschen. Will man nicht wertvollstes sittliches Gut zerstören, darf man diese Arbeitslosen, was man leider heute schon zu 30% tut, nicht mit den arbeits scheuen, asozialen Arbeitsfähigen zusammenwerfen. Der Weg zum Armenamt war früher für den arbeitsfähigen Menschen ein entehrender Weg, ein Weg, den man nur ging, wenn letzte Mittel eigener oder verwandtschaftlicher Hilfe versagten. Es geht nicht an, Millionen deutscher Arbeiter auf diesen Weg zu zwingen. Deshalb muß die Versorgung arbeitswilliger arbeitsfähiger Menschen abgelöst von der gemeindlichen Fürsorge aufgebaut werden. Das Zusammenlegen ist wohl möglich, aber nur außerhalb der Wohlfahrt. Neben diesen grundsätzlichen Erwägungen, die gegen das Übergangsverhältnis des Goerdeler'schen Planes sprechen, steht ja noch die große Gefahr, daß diese als vorübergehend gedachte Vernichtung der Versicherung zu einer endgültigen wird. Heute, wo man bei der völligen Unübersichtlichkeit der außenpolitischen, innerpolitischen und wirtschaftlichen Entwicklung keinerlei Voraussetzungen für mehr als bestenfalls ein paar Wochen machen kann, wo liegt da heute eine Garantie der Verwirklichung für das, was man für 1933 plant? (Schluß folgt.)

Meystre.

Auseinandersetzungen in der deutschen Eisenwirtschaft



In welchem Maße sich der allgemeine Marktverfall im letzten Jahr für alle deutschen Gewerbezweige, insbesondere aber für die Eisenindustrie ausgewirkt hat, das zeigt der letzte Geschäftsbericht der Vereinigten Stahlwerke AG. Die ungehemmte Konkurrenz der abfahrungrigen kontinentalen Eisenerzeuger hat einen Preisverfall am Welteisenmarkt geschaffen, wie er ohne Gleichen ist. Der Stabeisenpreis, der im Inlande mit durchschnittlich 112 RM notiert, ist bis auf 51—52 RM an der Brüsseler Eisenbörse gesunken. Damit ist auch in Belgien die Selbstkostenlinie weit unterschritten. Wenn trotzdem die belgischen Werke zu den sinkenden Preisen Aufträge hereinzuholen bestrebt sind, um ihre Beschäftigung wenigstens einigermaßen durchhalten zu können, so ist nur die Frage, wie lange sie das auszuhalten vermögen. Der Preissturz schließt natürlich jeden erfolgreichen deutschen Wettbewerb aus, wobei die relativ starke Bedrängung der deutschen

Eisenerzeugung sich rein zahlenmäßig darin auswirkt, daß gegenüber 1929 die Rohesfengewinnung im Jahre 1931 um 6 Millionen Tonnen oder um 55%, die Rohstahlerzeugung um 8,3 Millionen Tonnen oder um 48%, die Walzwerks-erzeugung um 47% zurückgingen. Das Deutsche Reich hat von allen großen Eisenerzeugern Europas die stärkste prozentuale Abnahme der Eisenerzeugung aufzuweisen, denn während Anfang 1932 hinsichtlich der Rohstahlerzeugung bei 40% des besten Nachkriegsmonats standen, konnte England unter den günstigen Einwirkungen der Währungskrise seine Produktion auf 50—60%, Frankreich, Belgien und Luxemburg ihre Erzeugung immer noch auf 70—80% halten.

Der Preisverfall am Welteisenmarkt hat, abgesehen von dem starken Produktionsrückgang in der deutschen Eisenindustrie noch eine andere unerfreuliche Begleiterscheinung, und zwar sind es die immer stärker hervortretenden Gegensätze zwischen der eisenschaffenden und eisenverarbeitenden

Industrie. Bekanntlich bestehen mit der Ausfuhrgemeinschaft der deutschen eisenverarbeitenden Industrie (ADJ.) Vereinbarungen, die sich auf ein Pariser Abkommen vom 2. Juli 1925 stützen und die dahin gehen, die Ausfuhr der verarbeitenden Industrie durch Gewährung von Nachlässen auf den Inlandsseisenpreis durch die eisenerzeugende Industrie zu unterstützen. Damals ist verabredet worden, daß die Ausfuhrvergütung bis zur Höhe des Zollsaßes, der für Stabeisen 25 RM beträgt, gehen sollte. Das ungeheure Absinken des Weltmarktpreises hat die deutschen Eisenerzeuger schon seit dem vorigen Frühjahr veranlaßt, nicht mehr die effektiven Weltmarktpreise für die Berechnung der Rückvergütung auf den Inlandsseisenpreis zugrunde zu legen, sondern angenommene Preise. Gleichzeitig sind bereits schon länger als Jahresfrist zwischen der eisenschaffenden und verarbeitenden Industrie Verhandlungen geführt worden, die bezweckten, die aus dem Pariser Protokoll des Jahres 1925 entwickelten Abmachungen der beiden Industriezweige den gänzlich veränderten Verhältnissen auf dem Weltmarkt und dem deutschen Inlandsmarkt anzupassen. Es ist nun nicht beabsichtigt, das System der Ausfuhrückvergütung völlig zu beseitigen.

Das frühere Verhältnis von 70 : 30 vom Inlandsabsatz zum direkten und indirekten Auslandsabsatz beträgt heute 10 : 90, und selbst dann, wenn man den direkten Export der Eisenindustrie ganz unberücksichtigt läßt, dann steht immer noch einem indirekten Export von 75 % ein reiner Inlandsabsatz von nur 25 % gegenüber. Die reinen Inlandspreise werden also nur noch in verschwindenden Fällen Erlöse. Wenn demgegenüber darauf hingewiesen wird, daß die im direkten Export erzielten Erlöse noch weit geringer seien. So ist zu berücksichtigen, daß angesichts der katastrophalen Weltmarktentwicklung die augenblicklichen Notierungen reine Kampfspreise sind und daß die deutsche Eisenindustrie nur noch in solchen Produkten einen Verkauf durchführen kann — leider auf Kosten der Beschäftigungsmöglichkeiten —, deren Preise erheblich höher liegen als die heutigen Brüsseler Exportpreise. Die augenblicklichen an der Brüsseler Eisenbörse notierten Fob-Antwerpen-Preise, die überdies nur für etwa 10 % des kontinentalen Eisenerportes bestimmend sind, als Grundlage für eine Neuregelung der ADJ.-Vereinbarungen zu nehmen, dürfte nicht angängig sein.

In diesem Zusammenhang mag der Hinweis darauf interessieren, daß auch in den anderen wichtigen Eisenländern ein ähnlicher Unterschied zwischen Inlands- und Auslandspreis-

niveau wie in Deutschland besteht. Zum Beispiel betrug der französische Stabeisenpreis im Dezember 1931, und zwar im Inland 80 RM gegenüber einem Brüsseler Ausfuhrpreis von 54 bis 55 RM. Der englische Inlandspreis für dasselbe Produkt und während der gleichen Zeit belief sich auf 93,80 RM, der Ausfuhrpreis auf 85,25 RM. Einen besonders großen Unterschied weisen die amerikanischen Notierungen auf. Einem Inlandspreis von 148,10 RM stand der Ausfuhrpreis von 75,45 RM im Oktober 1931 gegenüber. Man ersieht daraus, daß den Ausfuhrpreisen im allgemeinen die regelrechte Kalkulation nicht mehr zugrunde liegt, daß dagegen die Inlandsnotierungen auf einer einigermaßen normalen Selbstkostenberechnung sich aufbauen.

So bedauerlich es ist, daß zwischen den beiden großen Gruppen der deutschen eisenerzeugenden und verarbeitenden Industrie die augenblicklichen Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht sind, so notwendig ist es, einen Ausweg zu suchen, der für beide Teile tragbar ist. Der heutige völlig anormale Zustand in der Eisenwirtschaft, den niemand voraussehen konnte, kann wohl schwerlich lediglich zu Lasten einer Seite gehen, zumal die Verhältnisse in der Eisenindustrie an sich schon die Betriebe nur noch zu einem Bruchteil ihrer Leistungsfähigkeit beschäftigen. Bei der überaus großen Verschiedenartigkeit der verarbeiteten Produkte, man denke zum Beispiel nur an den Maschinenbau und die Nähmaschinenindustrie, je nachdem wie hoch der Lohn bzw. Materialanteil an dem einzelnen Produkt ist, könnte wohl ein Ausweg aus den Schwierigkeiten dadurch geschaffen werden, daß die Ausfuhrvergütung im besonderen Maße dann gewährt wird, wenn die verarbeiteten Erzeugnisse in erster Linie materialbedingt sind und die Vergütung daher für die Konkurrenzfähigkeit der Verarbeiter von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Bei der überaus schlechten Beschäftigungslage der deutschen Eisenindustrie mit der daraus resultierenden ungünstigen Erlösgestaltung kann die Forderung, daß bei der indirekten Ausfuhr die heutigen Fob-Antwerpen-Preise zur Grundlage der deutschen Ausfuhrvergütungen gemacht werden, nicht zur Debatte stehen. Es wäre an der Zeit, daß die Vernunft in den anderen Eisenländern endlich einmal zum Durchbruch käme, denn der dauernde Marktverfall in der gesamten internationalen Eisenwirtschaft, dessen Leidtragende schließlich die Arbeitnehmer sind, kann nur durch eine Verständigung der kontinentalen Eisenproduzenten aufgehalten werden.

Dr. F.



Theodor Mügge

XII.

„Die Nacht“, antwortete Wendel, „vor der die Gewaltigsten oft schon in den Staub gesunken sind, die Nacht Gottes als Geist der Wahrheit und des Rechts, diese nenne ich dir. Wenn das Volk aufsteht, wird ihm auch der Führer nicht fehlen. Wenn eine große Idee die Menschen begeistert, ist ihr Banner das gewaltigste auf Erden. Ist dein Glaube so geringe, daß die edelste, größte Sache, die in Deutschland jemals sich erhob, schmählich verderben könnte an Feigheit, Eigennutz und Verrat? Ewige Schmach und Fluch, wenn es so geschähe! Doch nein, Freund, nein! Es wird nicht so mit unserem Hohen enden, dafür müssen wir wachen und wirken.“

„Du wirst länger bei uns bleiben“, sagte der Ratsherr begütigend, „und wir werden ruhiger darüber sprechen können.“

„Ich will morgen schon nach Oehringen“, erwiderte Wendel, „allein ich komme bald zurück. Ich habe für meine gnädigen Herren“, fügte er spottend hinzu, „allerlei Werke zu verrichten, woran sie zu tun haben werden; auch will ich nach meinem Eigentum sehen und, was ich zu Geld machen kann, dir bringen und in Verwahrjam geben.“

„Du willst dich nicht halten lassen und stiller arbeiten als Weigand?“

„Nein, Hans, mein Werk muß vorwärtsgehen, es ist zu weit schon fertig“, antwortete Sipler. „Ich will dir zeigen, wie machsig es gewest

ist und daß es auch nicht an manchen adeligen Herren fehlt, die am Webstuhl sitzen.“

Eben ließen sich im Vorraum feste Schritte hören, und gleich darauf wurde stark an die Tür geklopft. „Holla, Herr Hans Berlin, seid Ihr zu Haus für Euren Freund Göh?“ rief eine markige Stimme.

„Göh Berlichingen!“ sagte der Ratsherr und stand auf.

„Laß ihn ein“, sprach Sipler zu gleicher Zeit, „das ist einer, der bei dem Volke sein wird, wenn es gilt.“

Der berühmte tapfere Ritter trat gleich darauf herein und wurde von dem Ratsherrn mit vieler Höflichkeit empfangen. Er war ein ungemein kräftiger Mann, breitschultrig und, obwohl an fünfzig Jahre alt, doch mit noch keinem Zeichen des Alters behaftet. Ueber dem Koller trug er den ritterlichen Mantel und sein langes Schwert an der Seite, das so manchen heißen Kampf ausgefochten. Sein Kopf schien für den eisernen Helm gemacht zu sein, so mächtig und stark sah er aus, das Gesicht rot und wetterhart die Augen dunkelblau und freundlich, ein Ausdruck von Verschlagenheit und Verstand darin. Auf seiner rechten Hand von Eisen saß der Handschuh den er nie auszog.

„Da bin ich und bringe Euch Gottes Gruß ins Haus!“ rief er dem Ratsherrn zu, indem er ihm seine Linke bot und kräftig schüttelte. „Ich bin eben in Heilbronn, um nach altem Streit der Deutschherren mit mir und meinem Bruder zu sehen. Sind die Städte schlimm, Herr Hans Berlin, wo es gilt, anderer Leute Pfennige in ihren Sack zu stecken, und sind die Mönche noch schlimmer, so sind diese, die nicht Fleisch, nicht Fisch, nicht Ritter, nicht Mönche, nicht Bürger sind, das aller schlimmste, habgierigste und verdammteste Gesindel in der Welt.“

„Stille“, lachte der Ratsherr, „hier ist einer, lieber Junker, der gleich zum Deutschmeister läuft und Euch einen Prozeß beim Hofgericht anzettelt.“

Göh sah nach dem Tische hin und kam näher, indem er den Fremden starr betrachtete. „Sankt Veltin und Blasius!“ schrie er plötzlich auf, „es ist mein alter Freund Wendel Sipler von Oehringen! Selba, Kanzler, auch Ihr seid einer, dem die vornehmen Herren zum Tanze gepiffen haben. Wie geht's Euch, Freund, und was tut Ihr jetzt?“

Aus den Betrieben

RGO. manövriert sich selber aus Hennigsdorf

Im Stahl- und Walzwerk Hennigsdorf wurden durch die Werksleitung die Akkordsätze erheblich reduziert. Der Betriebsrat, der in der Mehrheit aus RGO-Anhängern besteht, wollte die dadurch geschaffene Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Insbesondere wollte man die Schlappe, die man bei der Platinenstrecke vor einigen Wochen erlitten hatte, wieder gutmachen. Und so wurde dann nach alter kommunistischer Methode der Streik beschlossen. Der kommunistische Betriebsratsvorsitzende dachte natürlich nicht daran mit zu streiken. Er wollte im Betriebe bleiben und zusehen, wie die anderen streikten. Dem wurde aber durch die Werksleitung ein Riegel vorgeschoben. Es wurde ihm nämlich bedeutet, daß er, wenn er im Betriebe bleiben wolle, auch arbeiten müsse. Das lehnte er nicht nötig zu haben, und er lehnte daher die an ihn ergangene Aufforderung der Firma ab. Der Erfolg war fristlose Entlassung. Das Arbeitsgericht, das von ihm angerufen war, hat ihn mit seiner Klage kostenpflichtig abgewiesen.

Die Werksleitung hatte ihre Beauftragten in die Gegenden Deutschlands, in denen sich Feinblechwalzwerke befinden, gesandt, um arbeitswillige Arbeiter anzuwerben. Von den gewerkschaftlichen Organisationen konnte der Streik nicht anerkannt werden, weil eine Tarifverletzung seitens der Firma trotz des verhältnismäßig hohen Akkordabzuges nicht festzustellen war. Unsere Mitglieder haben es daher abgelehnt, den Kommunisten zu billigem Erfolg zu verhelfen. Auch bei einigen Mitgliedern des Deutschen Metallarbeiterverbandes war die notwendige Erkenntnis vorhanden, und deshalb lief der Betrieb nach einigen Tagen wieder. Die Kommunisten blieben draußen; den Dank dafür können sie ihrem unfähigen Betriebsratsvorsitzenden abstaten.

Von dieser Entwicklung der Dinge waren die Kommunisten nicht erbaut, und sie beschlossen daher nach etwa zweieinhalbwöchigem Dutz, denselben abzubringen. Während des Dutsch hatten sie nichts Besseres zu tun, als sich in Verleumdungen über den Christlichen Metallarbeiterverband und dessen örtliche Leitung zu ergehen. Als die enttäuschten Anhänger bzw. Nachläufer nun Rechenschaft fordern wollten, veranstaltete man ein — nur für Kommunisten mögliches Ablenkungsmanöver — Harmonika- und Bandoniumkonzert.

Soffentlich ziehen nun alle diejenigen, die eine solche Art von Interessenvertretung ablehnen, den Schluß daraus, für die Stärkung des Christlichen Metallarbeiterverbandes einzutreten. Derselbe wird schon dafür sorgen, daß die kommunistischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. G. D.

Und in Danzigs Betrieben?

Die Ortsverwaltung Danzig des Christlichen Metallarbeiterverbandes hatte kürzlich ihre gesamten Funktionäre in der Petrischule ver-

sammelt, um Stellung zu nehmen zu den Vorgängen in den Betrieben des Danziger Metallgewerbes; ferner um Klarheit zu schaffen über die vom Senat geplanten Schritte hinsichtlich der Verschlechterung in der Krankenversicherung und gleichzeitig die Tätigkeit des Verbandes im Geschäftsjahr 1932 nach den Grundsätzen des Vorjahres erneut aufzunehmen.

Aus dem Bericht des Bezirksleiters Kollegen Gailowski zur erstgenannten Frage ging deutlich hervor, daß auf der ganzen Linie eine neue Lohnabbauwelle einsetze. Eine Reihe von Tarifen bzw. Lohnparagrafen seien bereits gekündigt und ein weiterer Abbau der Löhne von 10% in Vorschlag gebracht. Einige Firmen glaubten, vor Inangriffnahme ihrer Aufträge erst eine Lohnverringerung vornehmen zu müssen.

Die Betriebsvertrauensleute entrollten in der Versammlung ein Bild von den tatsächlichen Verhältnissen der Betriebe. Entschlossenes Handeln bei der Durchführung der Arbeiterschutzgesetze in gegebenen Augenblicken hätte gezeigt, daß manches für die Arbeiterschaft errungen werden könne. Voraussetzung hierfür sei aber in allen Fällen eine gut organisierte Kollegenschaft.

Der Entwurf des Senats der Freien Stadt Danzig über weitere Belastungen der Arbeiterschaft in der Krankenversicherung wurde mit Enttäuschung zurückgewiesen und die bereits zum Ausdruck gebrachte Stellungnahme des DGB, Landesauschuss Danzig, sowie des Bezirkskartells der christlichen Gewerkschaften Danzig hierzu unterstrichen.

Die Anregungen des Versammlungsleiters Kollegen Koeller, in diesem Jahre genau so unseren Vertrauensmännerapparat mobil zu erhalten, um als Glied in der Kette des Gewerkschaftsganzen vorhanden zu sein, fanden Zustimmung.

Den Abschluß der Versammlung bildete eine Aussprache über den „Danziger Gewerkschaftler“ mit dem Ergebnis, dieses lokale Organ auch in schwierigen Zeiten wenn möglich beizubehalten. F. Hinz.

Aus der Goldstadt Pforzheim

Mit über 20prozentiger Kürzung der Löhne in hiesiger Industrie, dazu Kurzarbeit und Aussehen in nie geahnter Höhe, ist Not und Elend über breiteste Arbeiterschichten hereingebrochen. Groß ist daher auch die Erbitterung über die unsozialen Maßnahmen der Unternehmer. Unverständlich und bedenklich ist es daher, die Geduld der Arbeitnehmer auf weitere Proben zu stellen. Nur ein Beispiel soll zeigen, welcher Einschätzung sich die Arbeit eines qualifizierten Goldarbeiters erfreut.

Die Arbeiter der Firma Rodl und Wienberger, Aktiengesellschaft für Bijouterie- und Kettenfabrikation, fanden in ihren Lohnkästen Mitteilungen folgenden Inhalts:

„Um die uns entstehenden „Unkosten“ weiter herabzusehen, sind wir genötigt, Ihren Stundenlohn auf ... Rpf. herabzusetzen. Sollten Sie mit dieser Regelung nicht einverstanden sein, wollen Sie uns Mitteilung machen.“

Nicht allein dieses tarifwidrige Verhalten der betreffenden Firma sei



„Ich mache Lieder zu den Tänzen und schreibe die Melodien dazu, Herr Götz.“

„Schmiert sie ihnen über die Köpfe!“ rief der Ritter, „und wenn Ihr einen zu Hilfe dabei nötig habt, so denkt an den Götz auf der Hornburg, der gute Seife und einen feinen Pinsel immer vorrätig hat.“

Er schlug dabei an sein Schwert und lachte lustig.

„Der aber auch ein gut Tröpfchen nicht verschmäh, es mag kommen, woher es will“, fiel Hans Berlin ein.

„Niemals, Lieber!“ antwortete Götz. „Wißt Ihr, warum ich die Pfaffen, wie sie mir vorwerfen, so grimmig aus Herzensgrund hasse? Weil die Salunken uns den allerbesten Wein vor der Nase wegnehmen, und ein ehrlicher Kerl trinken muß, was übrig bleibt. Ich wollte es ihnen vergeben, daß sie immer mehr Gut und Geld, Höfe, Schlösser und Herrschaften erschleichen; aber nicht vergeben kann ich den Glahköpfen die Weinberge, die sie uns gestohlen, und die vollen Fässer mit dem allerherrlichsten Trank in ihren Kellern! Das kann nicht mehr länger so in Deutschland gehen, ihr Herren, es muß anders werden.“

Der Ratsherr tröstete ihn mit der Versicherung, daß doch immer noch auch bei anderen rechtschaffenen Leuten ein Mutterfäßchen im Keller liege, und er bewies dies bald unumstößlich durch die Proben, welche er auf seinen Tisch lieferte. Der lustige Ritter streckte sich behaglich und ließ sich den guten Trunk schmecken, sagte aber doch, daß er dabei bleiben müsse, es sei ein jämmerlich Leben, solange Pfaffen und Fürsten und endlich gar nun auch die Krämer in den Städten das Fett von der Suppe schöpfen.

„Sie würden es wahrlich nicht können und jeder Mensch seine gute Suppe haben“ versetzte Zipler warm, „wenn alle Edle so dächten wie Ihr, lieber Junker, und ein Herz für Recht und Unrecht befäßen.“

Götz strich sich schlaue den Bart und lachte. „Fragt einmal bei dem schwäbischen Bunde nach, oder bei manchen meiner lieben Nachbarn, bei heiligen Äbten und gnädigen Grafen, oder auch bei den ehrbaren Herren von Heilbronn, die werden Euch berichten, wie es mit meinen Begriffen von Gewissen und Recht steht. Aber Donner und Kreuz! mögen sie mich einen Räuber nennen, es ist doch wahr, Zipler, ich habe manchem armen Kerl, der sich nicht Recht zu schaffen wußte, zu seinem Rechte verholfen. Will's auch fernerhin tun, mich nicht demütigen und selbst kein Unrecht leiden, so lange ich mich noch aufrecht halten kann, als ein freier Mann, der nicht Fürsten- und Pfaffenknecht werden mag.“

„Das ist es, was ich sage“, erwiderte Zipler, „und so sollten alle auf ihre Freiheit und ihr Recht halten, dann würde das deutsche Volk ein

hervorgehoben, sondern auch die Art und Weise, wie man über den Wert der geleisteten Arbeit urteilt. Löhne auf Konto „Unkosten“ zu setzen, ist auch in heutiger Zeit ein starkes Stück und zeigt die unmoralische Auffassung vom Wert der Arbeit eines gelernten Facharbeiters. Mit dem gleichen Recht könnte auch die „Arbeit“ des Unternehmers bewertet werden, wobei dann der Faktor Unkosten ein weit höherer wäre. Nicht zu reden von der heiligen Entrüstung über die Entgleisung der Arbeiterschaft und ihrer Organisation, die solche Behauptung wagen würde. Es ist daher den Trägern dieser Ansicht zu empfehlen, sich in der Be-

urteilung über den Wert geleisteter Arbeit zu korrigieren, da sonst sehr leicht der Fall eintreten könnte, daß Arbeitnehmer im umgekehrten Verhältnis zu denken beginnen. Grund wäre auch zu finden (siehe Nordwolle). Aber die Arbeiterschaft der Goldindustrie möge überlegen, ob durch Abwehrartikel allein eine Aenderung erzielt wird oder ob es nicht nötig wäre, durch geschlossene Abwehrfront im Christlichen Metallarbeiterverband solchen Entgleisungen einen wirksamen Abwehrdamm entgegenzusetzen. Bestimmt hat es in dieser Richtung bisher gefehlt, und jetzt zeigen sich die Erfolge dieses Versäumnisses. Hn.

Verbandsgebiet

Erfolgreiche Frühjahrsagitation in Mülheim

Es ist gewiß mancherlei zu überwinden, wenn man in großen wirtschaftlichen Krisenzeiten und bei Zeiten politischer Hochkonjunktur mit besonderen Werbungen für den Verband an die führenden und mitarbeitenden Kollegen herantritt. Dieses kann und darf uns aber nicht abhalten, nun gerade durch diese besondere Werbungen für die Stärkung unseres Verbandes zu sorgen.

Daß aber auch die Stimmung draußen so schlecht nicht ist, haben die Mitarbeiter zweier Ortsgruppen unserer Verwaltung Mülheim-Ruhr bewiesen. Sie haben als erste Ortsgruppen am Sonntag, dem 28. Februar, mit der Werbung begonnen. Rund 35 Kollegen waren zur Stelle und haben den „eingestorenen Mut“ mit der Wärme der Frühlingssonne zum Auftauen gebracht. Mit echter Sonnenwärme im Herzen ging es an die Arbeit und siehe da, der Erfolg blieb trotz der gegenwärtigen Zeitverhältnisse nicht aus. Wie strahlten die Gesichter aller Kollegen, als wir am Schlusse des ersten Werbesonntags 20 Neuaufnahmen für unseren Verband im ersten Anlauf erzielt hatten. Gewiß werden die anderen Ortsgruppen unserer Verwaltung es jenen beiden Gruppen nachmachen.

W Sch.

Legitimationskarte für Saargänger

Die Regierungskommission für das Saargebiet hat vom 1. Februar 1932 eine Verordnung erlassen, wonach alle Saargänger eine Legitimationskarte haben müssen.

Aus dieser Verordnung ist für unsere Mitglieder folgendes wissenswert:

1. Die dem Arbeitsamt der Regierungskommission angegliederte Arbeitszentrale stellt zur Regelung des saarländischen Arbeitsmarktes nach Maßgabe der Bestimmungen Legitimationskarten aus für Personen, die im Saargebiet die Arbeit aufnehmen wollen oder im Saargebiet beschäftigt sind, aber keine Saareinwohnerschaft haben.
2. Die Anträge auf Erlangung einer solchen Karte können von dem Arbeitgeber und den Gewerkschaften gestellt werden.

3. Die Anträge sind bei der Ortspolizeibehörde des Beschäftigungsortes einzureichen. Mit den Anträgen müssen eingereicht werden die Heimat- bzw. Reiseausweis-papiere und ein Lichtbild (6:8 Zentimeter groß). Dem Antragsteller muß von der Polizeibehörde eine Bescheinigung darüber ausgestellt werden, daß der Antrag eingereicht ist.

4. Die Legitimationskarte hat für 2 Jahre Gültigkeit, sofern die Aufrechterhaltung vorher nicht versagt wird. In diesen Fällen ist die Legitimationskarte einzuziehen.

5. Wer nicht im Besitze einer Legitimationskarte ist, darf die Arbeit nicht aufnehmen bzw. darf nicht eingestellt werden. Wer Arbeiter ohne Karte einstellt, wird bis zu 150 Frs. bestraft.

6. Die Legitimationskarte muß längstens am 1. Mai im Besitze der Saargänger sein, andernfalls die Entlassung droht. Die Anträge sind also sofort zu machen.

Das ist im wesentlichen der Inhalt der Verordnung. Worauf wir aber noch besonders hinzuweisen haben, ist, daß alle Anträge der organisierten Kollegen nicht durch die Firmen zu gehen haben, sondern durch ihren Verband. Wer seinen Antrag bereits durch seinen Arbeitgeber hat machen lassen, muß ihn durch seine Gewerkschaft wiederholen. Unser Christlicher Metallarbeiterverband im abgetrennten Saargebiet muß mehr noch als sonstwo Hüter und Beschützer seiner Mitglieder sein. Alle Handlungen und auch alle Rechtshandlungen sind, soweit Hilfe beansprucht werden muß, durch unseren Verband zu erledigen.

Steinacker.

Trotz Krise 20 Proz. Mitgliederzunahme in Dresden

Die Jahreshauptversammlung fand wie immer im Kolpinghause statt. Der Verwaltungsvorsitzende Kollege Kloß widmete den im vergangenen Jahre verstorbenen Mitgliedern Johannes Willisch und Friedrich Richter ehrende Worte. Beide waren 13 Jahre Mitglied und treue Mitarbeiter. In Kollegen Willisch verlor die Ortsgruppe Dresden ihren eifrigsten Förderer. Länger als zehn Jahre war er unermüdet als Vorstand und Hauptkassierer tätig.

freies und mächtiges Volk sein. Es sucht aber jeder den andern zu seinem Knechte zu machen und mit Unrecht unter seine Füße zu bringen. Daher darf man sich nicht wundern, wenn Gewalt und Ränke überall immer mehr Meister werden. Die Fürsten demütigen den Adel, der Adel steht scheel auf die Städte, die Mönche möchten alles verschlingen, und das niedere Volk ist der Sack, auf den von jedem geschlagen wird die Körner herauszubringen."

Diese Darstellung war viel zu sehr im Sinne des Ritters, um nicht seinen vollen lauten Beifall zu finden. Er hörte mit Teilnahme, was Wendel von seinen Reisen erzählte, endlich auch, was er von seinem Zusammentreffen mit dem Markgrafen von Brandenburg und dem Grafen von Henneberg mittelte, und wie es in Rissingen beim bürgerlichen Schöppengericht hergegangen sei. Mit Klugheit vermied er das, was nicht nach Göhens Geschmack sein konnte, hob aber dagegen besonders hervor, wie übermütig und anmaßend sich der Markgraf gezeigt habe.

"Ich kenne ihn", erwiderte Göh, "es mag sich jeder vor ihm hüten. Ich kenne die fürstlichen Schliche und Ränke und wie der ritterliche Freiheits-sinn davor zu Boden liegt. Aber habt Ihr nicht in seinem Gefolge einen Junker Geyer gesehen?"

Er beschrieb Florian, und Wendel erinnerte sich dessen und erzählte, wie der Bundschuh ihm auf den Kopf gefallen, und in welche Wut er darüber geraten sei, worüber der Ritter sich herzlich freute.

"Ich habe von alter Zeit her einen Zahn auf ihn", sagte er, "denn dieser Florian Geyer war einer von denen, die mich vor drei Jahren bei Müchmühl gefangen nahmen. Er hielt sich so stolz wie ein junger Hahn, der krähen will, und so tugendvoll ritterlich, als wollte er Kaiser oder Papst werden. Nun hörte ich, daß er beim Markgrafen sei, der wird ihn lehren, wie man an adeligem Wesen und Werken wachsen und gedeihen muß."

Er lachte höhnisch dazu und zu der Bemerkung des Rats Herrn, der Markgraf habe von Anfang an der Reformation in seinem Lande freien Lauf gelassen, kein Predigen verboten und keinen Priester gefangen gesetzt; dennoch aber sei nirgend ein Herr mehr gefürchtet und das Volk in solcher Angst.

"Das Volk ist überall in Angst", rief Göh, "und wer mag es ihm verdenken, denn wie überall hat es zu fürchten. Aber es ist eine lustige

Sache jetzt, wie die Hohen und Ehrbaren und die Frommen und Gottesfürchtigen, denen kein Bauer bis an die Stiefelspitze kommen darf, hin- und herzulaufen anfangen, von ihren Gefahren sprechen, Briefe schreiben und Boten senden. Die edlen Bundesräte in Ulm klappern mit den Kinn-laden und strecken ihre langen Hände aus, damit von allen Seiten die Gulden hineinfallen. — Ich hoffe, Hans Berlin, der ehrbare Rat von Zellbronn wird so klug sein, seinen Sack festzuhalten."

"Ei, lieber Junker, wir dürfen doch eigentlich gute Nachbarn und Bundesgenossen nicht ganz verlassen" lächelte der Rats Herr.

"Wißt Ihr", sagte Göh, "was ich eben in der Straße von Euren Bürgern gehört habe? Denn was Graf Helfenstein hier will, ist schnell bekannt geworden. „Laßt die Bauernschinder sich selbst helfen“, schrien sie, „kommt der Bauer endlich einmal über sie, mögen sie auch die Zehne bezahlen.“"

"Ich besorge beinahe", bemerkte Hans Berlin lächelnd, "daß der Graf wirklich kein Geld wird bekommen können für sein Burghaus in Weinsberg; denn der Rat hat eigene Sorgen."

Göh Berlichingen strich sich den Bart und sagte bedächtig: "Man kann nicht leugnen, daß überall schweres Unrecht begangen wurde und will nun nicht länger ertragen sein."

"Wie aber soll es geändert werden?"

"Wißt Ihr es nicht, der Ihr so gelehrt seid, der allerweiseste im weissen Rat, so kann ich es nicht sagen."

"Da hilft kein Wis", sagte Hans Berlin. "Wenn ein Körper mit Schwären bedeckt ist, hilft keine Arznei."

"So nimmt der entschlossene Arzt das Messer", warf Wendel ein, "und schneidet das saule Fleisch aus."

"Und läßt den Kranken um so eher sterben", sprach der Rats Herr.

"Besser, er stirbt, als er kommt langsam um an der grausamen Pest."

"Oft aber heilen die tiefen Schnitte und machen den Körper gesund."

"Seht hier!" rief Göh und streckte seinen Arm aus, "da habt Ihr ein Beispiel. Als mir die Hand zerschmettert ward im pfälzischen Kriege, sah es jämmerlich mit mir aus. Die Quacksalber kurlerten darauf los, bis der ganze Arm dunkelrot schwoll. Da kam ein kleiner Jude, den der Kurfürst von Baiern in Sold hatte, sah das Ding an und sprach: „Laßt Ihr Euch

Die Jahresberichte zeigten ein treues Spiegelbild der geleisteten Arbeit, die ihre Belohnung am eindringlichsten darin erkennen läßt, daß trotz der gegenwärtigen Not der Mitgliederbestand um 20% erhöht werden konnte. In Mitgliederversammlungen und Schulungsabenden wurde grundlegende gewerkschaftliche Schulungsarbeit geleistet. Zwei Wochenendkurse für die besondere aktive Jugendgruppe sorgte für das kleinere Sineinwachsen in die Aufgaben unseres Verbandes. Besichtigungen von öffentlichen und privaten wirtschaftlichen Unternehmungen, hervorgehoben seien besonders die Besichtigungen der Senderräume der „Mitrag“ und des Städt. Gäng-Bades machten die Mitglieder mit den neuesten Einrichtungen der Technik bekannt. Dieser erhöhten Bildungsarbeit und der damit verbundenen Mitgliederförderung ist es zu verdanken, daß auch das Kassenergebnis gegenüber dem Vorjahre noch günstiger gestaltet werden konnte. Rechtsschutzstreitfälle wurden in vielen Fällen erledigt und den Kollegen beträchtliche Summen eingespart bzw. zugeführt. Durch aktive Zusammenarbeit mit der „Christlichen Arbeiterhilfe“ wurde unseren arbeitslosen Mitgliedern besondere Unterstützung zuteil. An zwei Branchenarbeitslosen konnten wir uns neu mit beteiligen. Die Jahreshauptversammlung wählte den Vorstand einstimmig wieder.

Unser Bezirksleiter, Kollege Krumsdorf (Leipzig), hielt ein Referat über die wirtschaftliche und gewerkschaftliche Lage.

Kollege Krumsdorf gab dann eine Darstellung der Ausgaben des Verbandes und wies nach, daß eine Beitragsenkung die Leistungen des Verbandes sehr vermindern und die finanzielle Schlagkraft des Verbandes schwäche. Einmütig und geschlossen verließ in der weiteren Aussprache die Versammlung. Mit besonderem Dank an die freigestellten Kollegen Krumsdorf und Jenisch und die Aufforderung an alle Kollegen, weiterhin aktiv mitzuarbeiten, konnte der Vorsitzende die Versammlung schließen.

Meißen und Bautzen

Die in beiden Verwaltungsstellen stattgefundenen Jahreshauptversammlungen erbrachten den Beweis, daß die Kollegenschaft treu zum Verbands hält. Die Mitgliederzahl konnte in Meißen gehalten, in Bautzen noch gesteigert werden. In den Jahresberichten wurde über eine rege Rechtsschutzfähigkeit berichtet. Besonderer Dank wurde in Bautzen dem Kollegen Preusche gezollt, der das Kassieramt vorbildlich verwaltet hat. Dem Kollegen Fischer (Meißen), der schon 27 Jahre in Meißen die Kollegenschaft führt, wurde in einem Schreiben von der Hauptverwaltung besondere Anerkennung zuteil. Beide Kollegen arbeiten auch weiterhin im Vorstand rege mit. Der Kollege Jenisch (Dresden) berichtete ausführlich über die Lohnverhandlungen. Unser Bezirksleiter, Kollege Krumsdorf (Leipzig), hielt ein Referat, in dem die wirtschaftliche Lage und die Stellung der Gewerkschaften scharf umrissen wurden. Organisatorische Fragen einer geschlosseneren Zusammenarbeit im ganzen Bezirk wurden besprochen und entsprechende Beschlüsse gutgeheißen. Die gesamte Kollegenschaft steht einmütig hinter der Verbandsführung und wird weiter arbeiten für die Ausbreitung unserer Organisation und damit für die Hebung und Stärkung der christlich gesinnten Arbeiterschaft.

Chemnitz will vorwärts

Neues Leben trotz der Krise erblüht auch in Chemnitz. Das bewies die Generalversammlung, an der neben vielen Kollegen auch der Bezirksleiter Kollege Krumsdorf (Leipzig) und Kollege Jenisch (Dresden)

teilnahmen. Der 1. Vorsitzende erstattete den überaus ausschlusreichen Jahresbericht, dem zu entnehmen war, wie schwierig die Verhältnisse bei uns liegen. Der geradezu katastrophale Niedergang der Chemnitzer Metallindustrie wirkte sich ungünstig aus. Chemnitz, das sächsische Manchester, stellt unter den deutschen Großstädten die höchste Erwerbslosenziffer im Verhältnis zu seiner Einwohnerschaft. Trotzdem steht aber fest, daß in punkto Verbandsleben, Versammlungsbesuch usw. das Interesse der Kollegen zufriedenstellend war.

Die Neuwahl ging glatt vonstatten. Im Anschluß an dieselbe berichtete Kollege Jenisch (Dresden) über die Lohnbewegungen in der Metallindustrie, den derzeitigen Stand der Preissenkungsaktion und wies besonders auf die Selbsthilfemaßnahmen der Arbeiterschaft hin, die von den Gewerkschaften gestützt und gefördert würden. Kollege Krumsdorf (Leipzig) behandelte in einem kurzen, aber treffenden Referat die augenblickliche wirtschaftliche und sozialpolitische Situation. Die anschließende rege Aussprache stellte unter Beweis, daß die Kollegen interessiert und positiv eingestellt an der Gestaltung des gegenwärtigen Geschehens teilnehmen.

Die Frühjahrswerbeagitation soll uns im neuen Jahr Auftakt zu mutvollem Zukunftshoffen und willensbeseeltem Vorwärtsdrängen sein! In diesem Sinne klang unsere Jahreshauptversammlung aus.

Hans Kemter.

Eine gemeine Tat in Bielefeld

In den besten Jahren erlitt das Mitglied des Christlichen Metallarbeiterverbandes der Ortsgruppe Bielefeld, Kollege August Schneider, einen tödlichen Schlaganfall, während er mit seiner Frau auf dem Sofa saß. Ergreifend war die Beerdigung. Während die Hausbewohner und Nachbarn an der Beerdigung auf dem Wententriedhof teilnahmen, plünderten Spitzhunden die Wohnung des verstorbenen Kollegen Schneider. Alle Wäsche- und Kleiderschränke waren erbrochen, durchwühlt und nahezu restlos des Inhaltes beraubt. Selbst der Tochter aus Münster war der Reisekoffer mit Inhalt geplündert. Sparkassenbücher und Papiere sind ebenfalls verschwunden. Es ist eine gemeine Tat, eine Begräbnisfeier zu benutzen, um Diebstahl zu vollbringen. Die Welt ist wirklich kalt und gefühllos geworden. Den Tätern gehörte neben einer strengen Bestrafung eine gehörige Tracht Prügel. Der Familie Schneider unsere herzlichste Teilnahme.

M. H.

Und Riesa?

In der letzten Versammlung berichtete Kollege Schlotterbeck über die gewerkschaftliche Arbeit in der Ortsgruppe. Leider sei in den letzten Jahren die Belegschaft der Mitteldeutschen Stahlwerke dauernd reduziert worden, so daß viele Verbandskollegen schon lange arbeitslos sind. Diese wirtschaftliche Entwicklung ist auch auf das Leben in der Ortsgruppe nicht ohne Einfluß geblieben. Daß aber die gewerkschaftliche Arbeit immer noch Erfolge aufzuweisen hat, sei durch die Nachzahlung der mehrere Monate abgezogenen Sonderzulage bewiesen worden. Der Bezirksleiter, Kollege Krumsdorf (Leipzig), berichtete über die Tarifverhandlungen und sprach zu grundlegenden Fragen der deutschen Wirtschaft und Sozialpolitik. Die Kollegen gingen mit dem Bewußtsein auseinander, daß der Verband das schafft und leistet, wozu ihn seine Mitglieder befähigen. Nicht schwächliches Ausweichen vor Schwierigkeiten wird der Arbeiterschaft helfen können, wohl aber mannhaftes Eintreten und persönlicher Opfergeist.

Je.

heut nicht die Hand abschneiden, kann Euch morgen keiner mehr helfen.“ — Ein Mann ohne Hand schien mir ein jämmerlich Wesen, aber ich wußte, daß der Jude recht hatte. „Schneide frisch drauf los, Meister Moses!“, sagte ich, und fort war sie. Aber ich wurde gesund, und die Hand von Eisen hat mir oft bessere Dienste getan, als hätte ich den verkrüppelten, elenden Stumpf behalten.“

„So sind allen denen eiserne Hände zu raten“, fiel Zipler ein, „denen die von Fleisch und Bein nichts nützen.“

„Kimm's Eisen, wo dein Wort nicht hilft!“ sagte Götz, „das ist ein alter guter Spruch von meinem Vater seliger. Und hört, Ihr Herren, ich dank's dem lieben Gott viel tausendmal, daß er meine Beine nicht für den Bauernschuh bestimmte; wär's aber geschehen, ich hätt's sicherlich so gemacht, wie es die Bauern jetzt am Schwarzwald tun oder wohl noch besser.“

„Stille, lieber Junker“, winkte der Ratsherr, daß es niemand hört. Der hohe Bundesrat darf solche Dinge so wenig vernehmen, wie der Rat von Seilbronn und das Volk in den Gassen.“

„Der Teufel hole den Bundesrat und Euren Rat dazu!“ lachte der Ritter. „Das Volk in den Gassen aber wird dem Götz Berlichingen darum nicht gram werden, darauf verlaßt Euch. Das Volk weiß immer am besten, wer sein Freund ist. Den ausgeputzten Helfenstein mit all seinen Gnaden hat es von der Seite angesehen, mir aber in meinem schlechten Reitermantel flogen die freundlichen Gesichter zu. Da ist der Götz mit der Eisenhand! Gottes Segen mit Euch! Segt uns die Pfaffen aus!“

„So wird das Volk nach Euch rufen bei allem Ausfegen“, sagte Zipler. Dem Ratsherrn schien es Zeit, diesem Gespräch ein Ende zu machen. „Zunächst segt alle böse Gedanken bei Euch selbst aus, meine lieben Gäste“, sagte er. „Meine Hausfrau hat den Tisch gedeckt und will nicht länger warten. Laßt uns fröhlich beisammen sein und uns des Tages freuen, der Euch zu mir brachte.“ — So führte er sie in das Speisezimmer zu seiner Familie.

*

Am folgenden Tage verließ Wendel Zipler die Stadt auf der Straße, die zu dem großen Dorfe Böckingen führt. Das mit anderen zu Seilbronn gehörte. Das reich gesegnete Land voll von Weinbergen und Fruchtfeldern behnte sich über die Hügel und faßte das schöne Tal des Neckars ein, aber



der ernstblickende Kanzler achtete nicht darauf. Sein Kopf war gefüllt von seinen Gedanken, und dieser Besuch in der Reichshauptstadt hatte sein Gemüt nicht erleichtern können. Hans Berlins vorsichtige Zurückhaltung und was er ihm eröffnete, paßten nicht zu dem Feuer, das ihn trieb, und zu den gewaltigen und gewaltsamen Plänen, die seinen Geist beschäftigten. Seine Entschlossenheit wurde dadurch nicht wankend gemacht; Widerspruch und Bedenken steigerten die Energie seines Willens.

„So sind die meisten dieser klugen Leute!“ rief er, aus seinem Nachdenken ausblickend und auf das Dorf schauend, dessen Höfe an der Berglehne sich ausdehnten. „Warten möchten sie, bis keine Gefahr mehr vorhanden, und so predigen sie Mäßigkeit und Mäßigkeit und Beschränkung auf das Erreichbare und Praktische, bis sie glücklich dahin gekommen sind, daß nichts möglich und erreichbar sei; am besten also sich in Geduld fassen und es beim alten lassen.“ — Und an dieser schwachherzigen Klugheit“ fuhr er mit harter Stimme fort. „Ist oft schon das beste und heiligste Recht zerbrochen worden. Sie hat diese Leiden hervorgerufen und unsterblich gemacht, sie und der elende Sinn, der den Menschen treibt, jedes Wesen seiner Art als sein Lasttier zu betrachten, zufrieden mit seiner eigenen Qual zu sein, wenn er andere quälen helfen kann, oder diese geknechteter und zertretener sind als er selbst. Ja, kluger Ratsherr von Seilbronn, du hast recht; wir müssen euch zwingen, mit uns zu sein, somit sollt ihr auch gezwungen werden!“ (Fortf. auf Seite 190.)

Wir, unsere Not und unsere Kinder!



Heut früh hab' ich meinen ältesten Jungen, der seit einem Jahr zur Schule geht, geweckt und ihn aus seinem Bettchen zum Anziehen in die Küche getragen. Grad hab' ich ihm das Nachtkittelchen abgestreift, da fragt das Kind: „Mutter, ist der Vater schon wieder im Bett?“ Ich sage: „Ja“; der Vater hat nämlich Nachtschlaf in dieser Woche, da legt er sich sofort, wenn er so gegen 7 Uhr heimkommt, und meist dauert's nur einige Minuten, bis er tief und fest eingeschlafen ist, denn die Arbeit auf der Nachtschicht setzt dem Körper ganz besonders hart zu. Und der Schlaf am Tage ist nicht das, was ein gesunder Nachtschlaf für den müden Körper ist. „Nun ja“, sage ich zu meinem Buben, „heute abend und morgen abend braucht der Vater nicht arbeiten zu gehen, da hat er wieder Feiertagschicht und verdient mal wieder zwei Tage nichts. Und leben müssen wir trotzdem“, setzte ich seufzend hinzu. Als das Kind dann zur Schule gegangen ist, da fragte ich mich auf einmal: „War das recht, dem Kinde von unseren Sorgen am frühen Morgen schon zu erzählen?“ Ich erlebe die Antwort auf meine Frage nur zu deutlich, als der Bub heimkommt. Er packt von seinen zwei Frühstücksbutterbroten, die er mit zur Schule genommen hat, eines wieder aus dem Tornister heraus, gibt es mir wieder und sagt: „Mutter, ich hab' heute nur ein Butterbrot gegessen, wenn der Vater doch heute nichts verdient. Und dann, Mutter, brauchst du mir die Tasse zum Milchtrinken auch nicht mehr mitzugeben; ich habe dem Lehrer schon gesagt, daß der Vater so viel Feiertagschichten hat und ich die 75 Pfennig für eine Monatskarte nicht mehr bringen kann.“ Was habe ich da in der kleinen Seele angestellt mit meinem Klagen? Habe ich recht gehandelt? Im Augenblick kann ich mir keine Rechenschaft ablegen, doch sage ich dem Kinde: „Wenn wir nun auch sparen müssen, weil der Vater so viele Feiertagschichten hat, deine Butterbrote sollst du darum doch essen, und die 75 Pfennig für die Karte gebe ich dir auch.“ Dann half ich dem Kinde beim Umziehen und schickte es zum Spielen hinaus.

Ja, es ist nur allzu wahr, eine schwere Zeit lastet auf unserer Generation. Mit sorgenden Gedanken stehen wir morgens auf, und mit sorgenden Gedanken schlafen wir abends ein. Und selbst in die Träume hinein verfolgen uns die Sorgen. Ich sage ausdrücklich „wir“, denn von den Sorgen bleibt heute keiner verschont, sei er Herr oder Knecht. In gar mancher Gestalt gehen das Elend und die Not durch unser Land und klopfen mit Knochenfingern an jede Tür. Ob wir aufmachen oder nicht, sie kommt doch herein, die Frau Sorge, und setzt sich bei uns mit zu Tisch und quält unser Hirn zu sorgenden Gedanken.

Schicksalsverbunden waren wir schon, als wir den großen industriellen Aufstieg im Gebiet an Rhein und Ruhr erlebten, schicksalsverbundener, ja, einig wie ein Mann, als es galt, das Erarbeitete gegen feindlichen Einfall zu verteidigen, und schicksalsverbunden sind wir heute wieder durch die Not, die uns alle

gemeinsam mehr oder weniger trifft. Gerade wir zwischen den ehemals dauernd rauchenden Schloten empfinden es vielleicht am augenfälligsten, wie tragisch sich der verlorene Krieg auswirkt, denn immer weniger Schloten rauchen, immer weniger Räder surren, und abends liegt der Himmel dunkel. Er glüht nicht mehr von der Feuersglut des heißen Eisens, wie ehemals, da man allabendlich glauben konnte, die Fabrikgroßstadt brennt! Und vielleicht ist auch in keiner Volksschicht wieder soviel Wille zur Arbeit und zum Wiederaufstieg, wie hier bei uns Menschen im Industriegebiet, da wir doch wissen, daß an unserer Kohle, an unserem Eisen und an unserem Fleiße das Schicksal Deutschlands hängt, seine wirtschaftliche Gesundung und die der ganzen Welt. Viel haben wir Älteren denen voraus, die heute jung sind, nämlich die sorgenfreie, glückliche Jugend, obgleich das Leben uns ganz gewaltig gepackt und geschüttelt hat. Eine sorgenfreie, frohe Jugend wirft ihre hellen Lichter verklärend froh bis in die spätesten Lebenstage.

Und für unsere arme Jugend, die durch die Not der Zeit auf soviel Notwendiges und Schönes verzichten muß, möchte ich ein Wort einlegen. So oft hört man, wenn von den Kindern die Rede ist, aufzählen, wieviel Sorgen sie uns machen, wieviel Geld sie kosten und wie schwer es heute überhaupt ist, Kinder großzuziehen. Haben wir Eltern von heute denn nicht mehr die große Liebe und die starken Herzen für unsere Kinder, wie die Eltern der Zeit sie hatten, die das Wort prägte: „Kinder sind eine Liebelast!“ Also Last waren auch wir schon unsern Eltern, aber eine Liebe, wenigstens trugen sie die Last der Kindererziehung so, daß sie ihnen Lebensinhalt und Lebenszweck war. Bringen die Kinder denn nur Last? Wie viele frohe Hoffnungen hegten wir am Bettchen unserer Kinder! „Sie sollen's später einmal besser haben als wir“, das ist so ziemlich der Wunsch aller Eltern. Nun müssen unsere Kinder, denen wir ein solch gutes Leben zimmern wollten, mit uns durch die Not der Zeit hindurch. Rechte Eltern denken vielfach: „Wir wollen's noch gern ertragen, das sorgenvolle Leben, wenn nur unsere Kinder nicht mit darunter litten.“ Trotz aller Not nun unsern Kindern noch Sonnenschein geben, damit sie die kleine Seele wärmen können, und die Schatten der Not von ihrem Gemüt nach Möglichkeit fernhalten, das ist eine der schönsten, aber auch eine der schwersten Aufgaben der Eltern von heute. Durch das beständige Klagen und Sorgen in Gegenwart der Kinder wird es nicht besser. Das, was wir unsern Kindern geben können, sei es nur ein bescheidenes Mahl, ein aus getragenen Sachen hergestelltes Kleidungsstück, ein mit einfachen Hilfsmitteln selbstgebasteltes Spielzeug, das sollen wir ihnen mit Liebe und mit viel eigener Freude geben. Mit einem frohen Wort gereicht, gewinnt auch die kleinste Gabe an Wert. Kinderhand ist leicht gefüllt, das Sehnen des kleinen Kinderherzens ist so leicht gestillt, wenn wir es schon früh dazu erziehen, daß es mit dem Erreichten zufrieden sein muß. Kollegin Berta Messer, Meiderich.

Die außerhäusliche Erwerbstätigkeit der Frau



Die verheiratete Frau soll heraus aus der Industrie, soll der Familie zurückgegeben werden, soll ein gemütliches Heim für Mann und Kinder schaffen! Aber — wie grau ist alle Theorie! Wenn ein Beamter sieben Kinder hat, so bekommt er zu seinem Gehalt 140 RM Monats-Kinderzulage. Der Arbeiter bekommt nichts; dabei beträgt der ganze Monatsverdienst (Tarif) eines — gelernten — Arbeiters in unserer Industrie (abzüglich der Sozialbeiträge) kaum 140 RM. Unsere heutige Lohnpolitik ist, wenn auch ungewollt, bis zu einem gewissen Grade mitschuldig, daß die vorliegende Frage

brennend wird. Das Streben nach dem „Einheitslohn“ kommt zunächst den jüngeren Arbeitern und besonders den Arbeiterinnen wohl zugute; aber die Tarifführenden, für welche hauptsächlich die Verheirateten in Betracht kommen, bleibt zurück. Die nachteilige Auswirkung zeigt sich, wenn zur Familiengründung geschritten wird und der Alleinverdienst des Mannes nur zum Allernotwendigsten reicht.

Nun muß der Mann einen Nebenverdienst ausfindig machen, oder die Frau muß Heimarbeit suchen oder aber außerhäuslich sich betätigen. Die, welche das tun, sind wahrhaftig große Menschen, die sich unter den größten Opfern aus eigener Kraft zu helfen

versuchen. (In unserer unpersönlichen Zeit wird auch die persönliche sachliche Tüchtigkeit, von der schon Theodor Brauer in seinem Buch „Die moderne Gewerkschaftsbewegung“ schreibt, daß sie das bedeutendste Stärkemoment für die Gewerkschaften sei, bis zu einem gewissen Grade dem Abbau preisgegeben, denn wir sind jetzt glücklich schon so weit, daß die Leistungszulage gekündigt werden kann.)

Bittere Not ist zweifellos die Ursache, welche die mit Kindern gesegnete Mutter, die den Krebsgang in der Familie nicht mit ansehen kann, dazu treibt, Arbeit zu suchen, wenn sie nicht betteln kann und will. Sonst gibt es keinen Ausweg. Oder ist es denn keine Not, wenn z. B. die Aussteuer in Wäsche, die man in der Nachkriegszeit kärglich und vielfach nur in schlechter Erstaufware anschaffen konnte, jetzt unbedingt ergänzt werden muß, jetzt, wo vielleicht Kinder da sind, für die Neuanschaffungen nötig sind, und wie erst, wenn der Lohn des Mannes durch Ausfehltage gekürzt wird?

Man spricht vom Standwerden des Arbeiters. Für den, der täglich mit dem Elend zu kämpfen hat, ist's schwer mit dem Standwerden; denn das ist unmöglich ohne einen gewissen materiellen

Sintergrund. Im Gegenteil, er verfällt meistens dem Stumpfsinn oder dem Radikalismus und wird zum Welt- und Menschenhasser. Wenn nun die denkende kinderlose Frau sich für dieses so notwendige Standwerden durch eine Berufstätigkeit mit einsetzt, wenn sie in jüngeren Jahren diese Bürde auf sich nimmt, weil sie im Alter niemand zur Last fallen will und darum vorsorgt, weil sie ja niemand hat, der sie im Alter aufnimmt, unterstützt und pflegt, soll man ihr Mitverdienen schmähen?

Erst wenn der Arbeiter einen Lohn hat, der ihm ermöglicht, statt zu vegetieren eine Familie menschenwürdig zu unterhalten, erst wenn die Unsicherheit seiner Existenz beseitigt, die Sorge seines Alters von ihm genommen ist, dann erst hat es einen Sinn, zu sagen: Heraus mit der Frau, mit der Mutter aus dem Berufsleben! Ja, dann ist es erst möglich, die Frau des Arbeiters der Familie zurückzugeben, wohin sie unbedingt gehört aus gesundheitlichen und moralischen Gründen. Die Familie ist die Keimzelle des Staates. Geht die Familie zugrunde, geht auch der Staat zugrunde. (Andere Artikel über diese vielumstrittene Frage folgen. Die Red.)

K. M., Schw.-Gmünd.

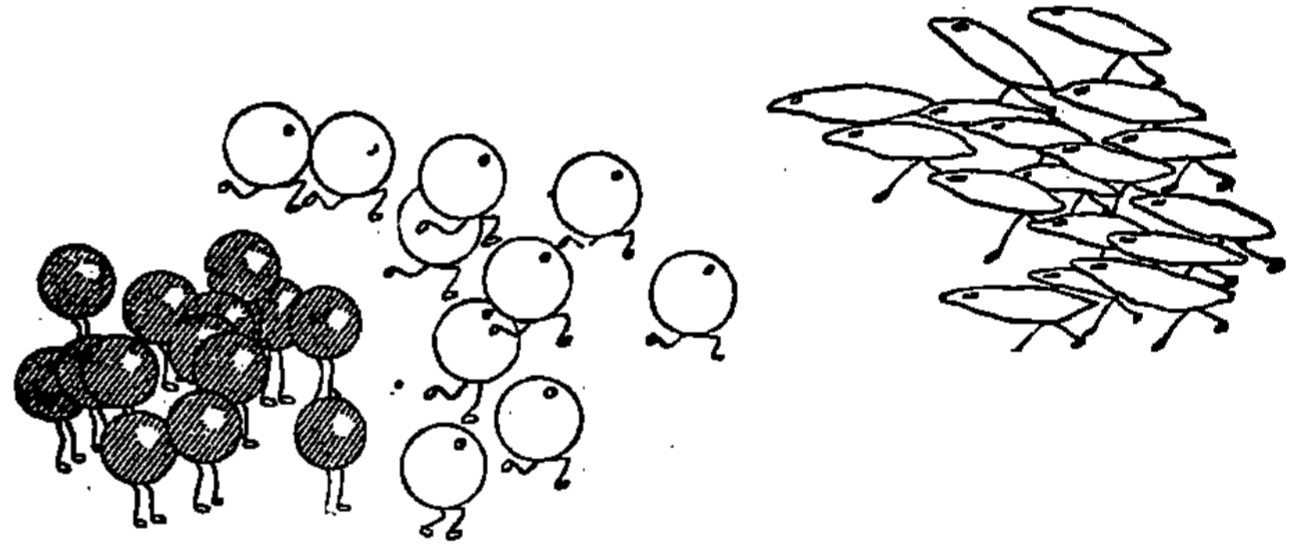
Die rote und die weiße Armee im Körper



Der menschliche Körper besitzt in seinem Blute eine vorzügliche rote und eine weiße Armee. Diese beiden Armeekorps befehlen sich aber nicht in gegenseitigem Kampfe, wie das im politischen Leben der Völker so üblich ist, sondern dienen vielmehr dem Aufbau und der Verteidigung des menschlichen Körpers. — Die roten Blutkörperchen arbeiten hauptsächlich für den Aufbau und die Ernährung des Organismus. Es sind kleine, runde, scheibenförmige Zellen ohne Kern, die von der Blutflüssigkeit in allen Körperteilen bis an jede Körperzelle herangetragen werden. Sie sind außerordentlich klein und nur bei starker mikroskopischer Vergrößerung sichtbar. In einem Kubikzentimeter Blut eines normalen erwachsenen Menschen sind etwa 5 Millionen dieser roten Blutkörperchen enthalten, also eine unvorstellbar große Zahl in einem außerordentlich kleinen Raum. Diese Blutbestandteile nun haben in der Hauptsache den Zweck, den für die Stoffwechselfvorgänge notwendigen Sauerstoff an die Zelle heranzubringen. In der Lunge sind Blutgefäße in den Wandungen der Lungenbläschen außerordentlich fein verteilt, so daß aus der Atemluft der Sauerstoff in das Blut eintreten und dort von den roten Blutkörperchen aufgenommen und weitertransportiert werden kann. Dieser Sauerstoff wird dann zusammen mit den von der Blutflüssigkeit im Darm aufgenommenen Nährstoffen an die Zelle abgegeben und dafür als Stoffwechselprodukt Kohlensäure aufgenommen und bei der sich im Kreislauf vollziehenden Rückkehr in der Lunge mit der Ausatemungsluft wieder abgegeben. Die roten Blutkörperchen sind also eine der Voraussetzungen des menschlichen Lebens selbst; ohne sie wäre kein Wachstum und Gedeihen, ja überhaupt kein Leben möglich.

Einen ganz anderen Zweck haben die weißen Blutkörperchen. Sie dienen nicht dem Aufbau, sondern der Verteidigung gegen eingedrungene Feinde und körperfremde Stoffe. Ihre Anzahl ist bedeutend kleiner; sie beträgt, auf einen Kubikzentimeter normalen menschlichen Blutes berechnet, etwa 8000. Der Wehrstand braucht zahlenmäßig nicht so stark zu sein wie der Nährstand! Im allgemeinen sind die weißen Blutkörperchen größer als die roten; ihr Durchmesser beträgt ungefähr zehn- bis zwölftausendstel Millimeter. Man kann sie in zwei Gruppen einteilen: die sogenannten Leukozyten und die Lymphozyten. Von den ersteren sind mehr vorhanden, ihre Anzahl beträgt etwa 75 % der gesamten weißen Blutkörperchen, während die Lymphozyten etwa 25 % derselben bilden. Die weißen Blutkörperchen unterscheiden sich von den roten äußerlich auch dadurch, daß sie einen oder mehrere Zellkerne besitzen, ferner durch die Art ihrer Färbbarkeit. Für den Zweck der Verteidigung sind die Leukozyten wichtiger

als die Lymphozyten. Dringt ein fremder Bestandteil irgendwie und irgendwo in den Körper ein, so wird der dadurch ausgelöste Reiz weitergeleitet, um aus dem Blut die weißen Blutkörperchen heranzulockern. Diese bewegen sich in großer Anzahl zu dem betreffenden Punkt hin und umgeben den Fremdkörper oder die Bakterien mit einem Schutzwall. Sie rücken dem Feind immer näher zu Leibe und versuchen, ihn gänzlich zu isolieren, wenn möglich zu zerstören und aufzufressen. Durch diesen Wall von weißen Blutkörperchen, durch den Fremdkörper, die Bakterien und die bei dem gegenseitigen Kampfe zerstörten Körperzellen wird das gebildet, was man Eiter nennt. Der Eiter an und für sich ist also nichts Krankhaftes, sondern im Gegenteil gerade ein



Zellungsvorgang. Nehmen wir z. B. einen Furunkel, so ist das weiter nichts als folgender Vorgang: Zwischen den Zellen der Haut oder in der Tiefe einer Hautdrüse setzen sich Bakterien fest und üben einen körperfremden Reiz aus, durch den weiße Blutkörperchen angelockt werden. Die weißen Blutkörperchen umdrängen die Eindringlinge und versuchen, sie zu töten; dabei gehen die umgebenden Körperzellen zugrunde. So kommt der bekannte Eiterpfropf zustande, nach dessen Ausstoßung der Furunkel zur Abheilung kommt. Die Zellung kann in einem solchen Falle durch Hitzeanwendung beschleunigt werden. Die Hitze bildet als solche einen besonderen Reiz, durch den eine größere Anzahl von weißen Blutkörperchen angelockt wird, als es sonst der Fall sein würde; außerdem kommt es durch die Hitzeanwendung schneller zum Durchbruch des Eiters durch die Haut und damit zur Zellung.

Bei ihrem Dienst zum Wohl des Körperganzen geht also ein Teil der weißen Blutkörperchen zugrunde und opfert sich für den großen Zellenstaat. Die übrigbleibenden werden vom Blut wieder aufgenommen; sie gehen in Dienstbereitschaft zurück, um im nächsten Falle wieder zur Abwehr bereit zu sein. Dr. med. W. Rink.

Aus der Geographie des Küchenzettels



Süßfrüchte. „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen, im dunklen Laub die Goldorangen glühen...“ Die ganze Schönheit südllicher, sonniger Gegenden blüht in diesen zwei Zeilen auf und erfreut unser darbenendes mitteleuropäisches Gemüt in diesen kalten, regennassen Wintertagen. Wenn unser Fuß auch noch nicht die seligen Gefilde heller Sonne betrat, so ist uns doch ihre Schönheit aus Gedichten und Reisebeschreibungen bekannt. Und in den Schaufenstern unserer Obstläden lachen uns die fast-

reichen, süßen Früchte des Südens verlockend an. Und wenn uns auch die Bälge in unserer Geldbörse nicht gestattet, unsere Wünsche ganz zu befriedigen, so sind wir doch manchmal — ach, wie wir genugsam geworden sind! — mit dem Augenschmaus zufrieden. Die bei uns bekannteste und beliebteste Frucht ist wohl die Apfelsine (Orange). Der Name ist aus dem Holländischen übernommen und bedeutet soviel wie Apfel aus China. China ist das Mutterland der Orangen, und sie haben einen weiten Weg machen müssen, ehe sie in das südliche Europa gelangten. „Sern



im Süd das schöne Spanien", das in reichem Maße die Apfelsinen ausführt, von der lichten, hellgelben Sorte bis zu den dunkelrot gefärbten Blutorange. Die Orangenbäume sind immergrün. Ihre Blätter sowie auch die der Mandarinenbäume werden zu Tees verwandt, und ihre Blüten dienen vielfach zur Bereitung von Parfümerien. Die Mandarinen-, Zitronen- und Pomeranzenbäume

haben weiße oder rötliche duftende Blüten. Die Mandarinen sind flachrund und sehr süß. Die Pomeranzen sind kugelig und haben bittere oder saure Früchte. Grillparzer ruft bei ihrem Anblick: „Was glänzt dort im Laube, funkelnd wie Gold! Sa, Pomeranze, birgst du dich hold...“

Die vitaminhaltigen Zitronen und ihre günstige Wirkung bei leichten Halskrankheiten und Erkältungen sowie ihre Eigenschaft als nervenberuhigendes Mittel kennt jedermann. Vorzügliche Puddings weiß die Hausfrau aus Apfelsinen- und Zitronensaft zu bereiten. Und wenn sie feine Kuchen und Garnierungen machen will, so gebraucht sie gern Sullade (italienisch). Sullade bedeutet eingemachter Fruchtsaft und in Zuckersaft eingemachte Früchte, besonders Zitronat. Zitronat ist die sehr dicke, grüne, weil noch unrelfe Schale der süßen Frucht des Zitronatbaumes, die mit Zucker eingemacht wird.

Sehr beliebte, von den Kindern mit Freudenheul begrüßte Zutaten zum Kuchen sind die Rosinen und Korinthen. Von dem bekannten rheinischen Humoristen Hans Müller-Schlösser hören wir, wie „et Finche“ die Rosinen aus dem Kuchen klaut. Rosinen sind die getrockneten Weinbeeren wärmerer Gegenden. Die großen, länglichen Dick-Rosinen aus Spanien gelten als die besten. Eine gute Sorte sind auch die hellgelben Sultana- oder Sultanin-Rosinen, die keine Kerne haben. Aus Rosinen und Wein wird durch Gärung der süße Rosinenwein bereitet. Von einer kleinfruchtigen Spielart des Weinstocks werden die dunkeln Früchte, die ebenfalls kernlos sind, getrocknet und sind unter dem Namen „Korinthen“ bekannt. Ihr Name deutet ihre Herkunft an, Korinth in Griechenland. Die Korinthen sind der Hauptausfuhrartikel Griechenlands. Der Korinthenwein ist ein süßer, öliger Wein aus den Korinthentrauben. M. Hoppenheit.

Achtung! Reinigt das Obst!

Im letzten Jahrzehnt hat sich der Obstgenuß in allen Bevölkerungsschichten bedeutend gesteigert, nachdem man in Arzte- und Laienkreisen den großen Wert dieses Nahrungsmittels erkannt hat. Jedoch neben großen Vorzügen birgt das wahllose Obstessen auch erhebliche Gefahren in sich. Man soll sich hüten, gleichzeitig größere Flüssigkeitsmengen zu sich zu nehmen, weil durch das Quellen der in den Obstschalen enthaltenen Zellulose heftige Magen- und Darmkoliken entstehen können.

Ein anderes Gefahrenmoment ist dieses. Das Obst geht besonders in der Großstadt durch sehr viele Hände, bevor es zum Konsumenten gelangt. Daher haften seiner Oberfläche vielerlei Bakterien an, die in der warmen Jahreszeit, der Zeit des Hauptobstverbrauches, besonders rasch wuchern. Außerdem ist im Sommer der Darmkanal für bakterielle Störungen am empfindlichsten. Versuche an einem hygienischen Institut über den Keimgehalt des Obstes zeigten nun ganz erstaunliche Ergebnisse: Auf der Oberfläche einer kleinen Johannisbeere fand man

15 000 Bakterien, einer Kirsche 10 000, einer Pflaume sogar 34 000, auf etwas gefaultem Obst das Vielfache dieser Zahlen. Wenn die gefundenen Keime auch größtenteils unschädlicher Natur waren, wurden mitunter doch recht gefährliche Darmkrankheitserreger angetroffen. Man muß sich also immer vor Augen halten, daß man sich auch so gefährliche Krankheiten wie Typhus durch ungewaschenes Obst zuziehen kann.

Die Untersuchungen ergaben aber andererseits auch die erfreuliche Tatsache, daß schon nach einmaliger Waschung mit Wasser die meisten Keime von der Oberfläche abgespült waren.

Wir sollen also rohes Obst, namentlich im Sommer, niemals essen, ohne es vorher mit Wasser abzuwaschen zu haben. Bei Äpfeln und Birnen ist es am sichersten und saubersten, die Früchte zu schälen.

Sauberkeit und die kleine Mühe des Waschens sehen die Gefahren des Obstgenusses auf ein geringes herab, so daß wir unserem Organismus die gesundheitlichen Werte der Früchte ohne Bedenken zukommen lassen können. Dr. L. Bonnin.



Vom Spielen auf der Straße

Sollten die Eltern den Kindern und Jugendlichen das Spiel und den Spielbetrieb auch nur einzuengen versuchen, so wäre es ein vergebliches Bemühen! Denn sie gehören zu ihren ureigenen Gütern und Rechten, die ihnen niemand schmälern sollte; auch würden sie sonst erspinnerisch genug sein, um doch zum Ziele zu gelangen. Denn im Spiel — vor allem im Freien — können sie ihrem lebhaften Bewegungsdrange nachgehen und sich austummeln nach Herzenslust. Freude, Wettstreit, Kampflust und Uebermut werden im Spiel vor allem betont! Es gibt für sie keine Hemmungen und Grenzen, weder örtlich noch zeitlich, recht ausgelassen zu sein und vor allem als Knaben im Spiel mit den Kameraden durch möglichst viel Lärm aufzufallen — zum Unbehagen der lieben Nachbarn! Die Mutter kann die Kinder nicht zu

hause halten, vielmehr auf die Straße hinaus steht ihr Sinn! Da es oft an geeigneten Spielplätzen fehlt, wo sie unbekümmert und ungestört ganz dem Spiele nachgehen können, so ist die Straße eben ein Ersatz und ein Notbehelf. Die Eltern machen sich deshalb Sorge um ihre Kleinen, daß ihnen etwas zugestoßen sein könnte, wenn sie nicht rechtzeitig vom Spiel nach Hause zurückgekehrt sind. Denn auf der Straße sind sie beim Spielen von mannigfachen Gefahren umgeben! Es ist bekannt, daß gerade auf der Straße Kinderunfälle an der Tagesordnung sind! Wenn es auch oft glimpflich abgeht, so kann doch mancher Unfall ernsterer Natur sein. Denn durch den Straßenverkehr und die zahlreichen Fahrzeuge aller Art ist eine stete Unruhe und ein Wechsel des Straßenbildes gegeben. Die Kinder treiben aber trotzdem das Spiel hier oft allzu sorglos; sie achten wenig

darauf, da sie das Spiel ganz gefangen hält und sie die Umgebung gleichsam vergessen vor lauter Spieleifer! So kommt es öfters vor, daß sie direkt in eine Gefahr hineinlaufen, wenn ein Wagen oder ein anderes Gefährt plötzlich und unerwartet in ihren Gesichtskreis tritt. Sie zeigen selten die nötige Geltesgegenwart und Entschlußkraft, noch schnell im letzten Augenblick der drohenden Gefahr auszuweichen und so ein Unheil zu verhüten. Oder sie wollen noch schnell an einem Gefährt vorbeihuschen! Da es ihnen aber an der richtigen Einschätzung der Schnelligkeit und der damit verbundenen Gefährlichkeit des Fahrzeuges fehlt, ist es oft zu spät! Wenn man sie zu Hause auch ermahnt hat, vorsichtig zu sein und acht zu geben, so haben sie es überhört oder bald vergessen. Im eigenen Interesse der Gesundheit aber sollten sie verständlich sein und entsprechende Belehrungen beherzigen zu rechter Zeit! Die Fahrer und Führer selbst werden von sich aus meist eine besondere Vorsicht üben und Fußgänger und Erwachsene werden sie oft ermahnt haben, wenn sie Kinder beim Spiel auf der Straße gar zu sorglos haben umhertummeln sehen. Man muß sie deshalb immer wieder ermahnen, auf die Warnungen und vor allem auf die Warnungssignale zu achten und sich rechtzeitig in Sicherheit zu begeben. Man muß den Führern der Fahrzeuge

— sei es nun Straßenbahn, Auto, Motorrad oder andere — ihre verantwortungsvolle Aufgabe dadurch erleichtern, daß man die Kinder anhält, nicht unübersichtliche Plätze und Straßenecken zum Spielplatz zu wählen. Hier ist die „Gesfahrzone“ am größten und es ist oft beim besten Willen und größter Vorsicht nicht möglich, ein Unheil zu verhüten, wenn die Kinder nicht auch selbst ihr Teil dazu beitragen und guten Willen zeigen. Sonst kann ein kurzer Augenblick der Unachtsamkeit, des Uebermutes oder Leichtsinnes ihnen selbst schwer Schaden und den Eltern viel Kummer und Sorge machen. Deshalb muß man sie zum Gehorsam erziehen, daß sie das Spiel auf der Straße einschränken. Den etwas weiteren Weg zum Spielplatz für Kinder zu nehmen, die man überall — nach besten Kräften — einzurichten sucht, sollten die Kinder nicht scheuen. Hier können sie ungestört und unbelümmert ganz ihrem Spiele leben, ohne den Gefahren der Straße zu begegnen! Wenn sie größer sind, sollten sie Turnen, Spiel und Sport mit ihren Kameraden auf den Turn- und Sportplätzen treiben zum Besten ihrer Gesundheit und zur Kräftigung ihres Körpers. So würde manches Herzeleid dem Elternhaus erspart werden!

Dr. Gerth.

Dem Baden einst und jetzt



Das Baden im Freien wie zu Hause ist uns heute zu einer lieben und selbstverständlichen Gewohnheit geworden, und als Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts erscheint es uns unbegreiflich, daß dies einst anders war oder in einzelnen Gegenden der Welt noch heute anders ist. Alte weise Religionsstifter haben die Notwendigkeit des Bades schon früh erkannt, und so findet z. B. ein Teil der Hindu-Gebete täglich in den Fluten des heiligen Ganges statt. Auch das Judentum schreibt bereits Bäder vor. Im fernen Osten sind die Japaner wohl das sauberste Volk. Seit altersher wußten sie von der Hygiene des Bades und benutzten es täglich. Anders dagegen ist es in China.

„Kissji — es ist nicht nötig, daß Chinesen baden — die Fremden baden nur so oft, weil sie schmutziger sind als wir“, belehrte mich in Schanghai mein Kuli, als ich ihm sehr energisch ein Bad anempfahl, da ich von seiner Sauberkeit durchaus nicht überzeugt war.

Verständlich ist es, daß im hohen Norden die Bewohner Lapplands Wasser und Seife zum Reinigen verabscheuen — aber, daß im Süden der Mensch oft von einem erfrischenden Bade nichts wissen will, ist uns heute kaum faßlich.

In den hygienischen Vereinigten Staaten Amerikas gibt es wohl heute keine Wohnung mehr ohne Badeeinrichtung, kein Hotelzimmer ohne dazugehöriges Bad. Der Yankee tut so, als wenn er seit Urbeginn mit der Badewanne auf die Welt gekommen sei.

Dabei ist die erste Badewanne im Jahre 1842 in den Staaten gebaut worden. Ihre Heimatstadt war Cincinnati. Diese arme Badewanne wurde von allen Seiten angefeindet, galt als unerhörter Luxusgegenstand und wurde als undemokratische Eitelkeit verschrien. Philadelphia gab etwas später ein Gesetz heraus, das verbot, den ganzen Körper während des Winters zu waschen. In Virginia mußten 1850 alle Badewannen versteuert werden — und in Boston war es nötig, eine Verordnung des Arztes nachzuweisen — nur dann wurde ein Bad gestattet.

Königin Elisabeth von England gab eine Verfügung heraus, die lautete: „Die Königin hat ein Bad bauen lassen, wo sie einmal im Monat ein Bad nimmt, ob sie es anfordert oder nicht.“

Eine bekannte Tatsache ist es, daß man, als die Kaiserin Friedrich von England nach Berlin kam und nach der langen, beschwerlichen Reise ein Bad bestellte, sehr in Verlegenheit geriet, da es im Schloß keine Badeeinrichtung gab.

In den alten deutschen Königsschlössern staunt man ob der „Größe“ des Waschgeschirres. Darin läßt sich kaum ein Neugeborenes reinigen, aber dafür ist das Geschirr aus Gold und Silber gearbeitet. Scheinbar ersetzte damals die Qualität die Quantität.

Wie sehr wurde seiner Zeit der Schönheitsdurstige König Ludwig von Bayern verhöhnt, als er sich auf seinem Schloß am Herrenchiemsee ein vollendet schönes römisches Marmorbad hat einbauen lassen!

Krug.

Florian Beyer

(Fortsetzung von Seite 186.)

Er beendete dies Selbstgespräch, da er an eine Stelle gelangte, wo die Straße aufwärts führte und auf der Höhe ein geräumiges Bauerngut lag, das weit umher über die Markung schauen konnte. Weingärten, die zu ihm gehörten, zogen an den Abhängen des Hügel hin, von dem es einen ziemlich trohigen Anblick bot. Denn das Haus selbst hatte alte, feste Steinmauern und war von einem Graben umgeben, so daß man daran erkennen konnte, es sei, wenn auch kein Ritterhof, so doch die Wohnung und das Eigentum eines freien Mannes. — In alten Zeiten hatten die reichsfreien Leute alle so gewohnt, aber ihre Zahl war nach und nach dünn geworden, denn jeder Baron oder Abt wußte mit List oder Gewalt sie so lange zu plagen, bis sie ihrer Freiheit entsagten, den Hörigkeitsbrief unterschrieben, sich und ihr Land zu Hand- und Spanndiensten verpflichteten. So ging es unzählige Male und an allen Orten; der aber hier in dem festen Hause wohnte, dem war es noch nicht so gegangen und sollte ihm auch nicht so gehen.

Es gehörte das große Weingut demselben Jakob Rohrbach an, vor dessen Stolz und wildem Wesen so viele sich fürchteten. Er war ein Schrecken aller ehrbaren, stillen Leute, dazu ein Vergernis des Rates von Heilbronn; denn sein Sader mit ihm und seinen Beamten nahm kein Ende. Jäcklein, wie er von Freunden und Bekannten allgemein genannt wurde, hatte unaufhörlich Prozesse wegen gewalttätiger Handlungen oder auch wegen seiner Schulden, denn er besaß deren mehr als gut tat; bei alledem aber war er doch angesehen, sowohl in der Gemeinde wie weit umher in der Umgegend, und des jungen Landvolks gleichsam geborenes Oberhaupt; denn jedermann wußte, wie alt sein freies Geschlecht sei, ebenso auch kannten sie alle seine kräftige Hand und seinen wilden Sinn, der keine Beleidigung ertragen konnte und keine ungestraft ließ.

Als Wendel Hipler sich dem Hause näherte, sah Jäcklein ihn kommen; denn er saß müßig in seiner Stube, sprang lustig auf und blickte durchs

Fenster. „Seda!“ rief er, „seht werden wir Neues vernehmen. Das ist der Mann, von dem ich hoffe, wir verschlingen zusammen den ganzen hochehrbareren Rat und lassen nicht einen Stiefel davon übrig.“



Bei den Teufelsanbetern in Mesopotamien

Unserem Mitarbeiter E. Klippel ist es gelungen, dem vor allen Fremden ängstlich gehüteten Hauptheiligtum der Teufelsanbeter oder Jesiden, einer mohammedanischen Sekte, einen Besuch abzustatten. D. Red.



Zwei Stunden lang war ich durch ein grünes Tal, zwischen Oleander und Zwergehähen, geritten. Dann tauchte ein altes Bauwerk mit weißem, kegelförmigem Türmchen auf: mein langersehntes Ziel, das Heiligtum der Teufelsanbeter. Ich band mein Pferd an einen Maulbeerbaum und stieg die ausgetretenen Steinstufen hinauf. Würde ich von den großen Geheimnissen dieses seltsamen Kultes etwas erfahren können?

Über dem Türbogen hasteten Tonklümpchen. Zur Rechten am



Sehr unhöflich und abweisend fragte mich der Türhüter nach meinem Begehrt. „Von welcher komme ich“, erwiderte ich ihm.

Mauerwerk bemerkte ich eine bronzene Schlange und andere Zeichen.

Es hielt schwer, den Türhüter herauszutrommeln. Sehr unhöflich und abweisend fragte er mich nach meinem Begehrt. Ich erwiderte ihm: „Von welcher komme ich. Ich bin ein Christ und kein Mohammedaner. Ich sehne mich danach, euer Heiligtum zu sehen.“



Ein bronzenes Gestell wurde herbeigetragen, das fast wie ein Leuchter ausah. Obenauf sah der Satan in Gestalt eines Pfauhahns.

Sein strenges Büssergehicht nahm einen Ausdruck von Argwohn und Hohn an. Doch was meine Friedensbeteuerungen nicht vermochten, brachte ein englisches Pfund zuwege, das ich ihm in die Hand drückte. Er öffnete. Im Stockdunklen Raum rauschte das heilige Wasser, das aus dem Brunnen Semsam aus Mekka kommt. Geheimnisvolle Zeichen waren in die Wand gemeißelt, über die das kümmerliche Licht des Öllämpchens huschte, das der Führer trug. Nun begehrte ich die „Schwarze Nasekat“ zu sehen. Endlich,

Hinter ihm richtete sich ein Weib auf, das am Herd saß, kam näher und sah über seine Schulter fort auf Sipler. Sie war ziemlich jung noch von Gestalt und Gesicht, aber es war eine Jugend und Schönheit, in ihrer Art nicht weniger eigentümlich und bedenklich, wie Jakob Rohrbach ein Mann war, an dessen Mienen und Wesen viele Wohlgefallen fanden und sich dennoch vor ihm scheuten. Seine blickenden Augen, der Mund mit den prächtigen weißen Zähnen, die kühne, stolze Stirn und Nase hätten einem weit Vornehmeren, als er war, wohl angestanden, doch alle diese Vorzüge wurden verdunkelt durch den trohigen Uebermut, den er anmaßlich zur Schau trug.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Weibe an seiner Seite. Als sie hinter Jakob Rohrbach stand und hinaus sah, leuchtete das Sonnenlicht über ihr langes schwarzes Haar, das bis auf ihren Nacken fiel. Ihre hohe, kräftige Gestalt war schlank und wohlgebaut, aber ihr Gesicht fast zigeunerhaft braun, und die großen schwarzen Augen darin machten es finster. — „Glaube doch nicht, Jäcklein“, sagte sie höhrend, „daß eine Krähe die andere aufstißt, sie mögen sich noch so sehr hacken.“

„Sei du ruhig, Else“, erwiderte Jakob, „mach kein Geschrei und falsches Gesicht!“

„Was meinst du von mir?“ fragte das schwarze Weib spöttisch lachend. „Meinst du, ich könne nicht schweigen oder nichts verbergen? Ich habe in meinem Leben viel schon verborgen; in meinem kleinsten Herzen, wo es begraben liegt, da ist Raum noch für manche Dinge.“

Sipler war inzwischen bis an den Graben gelangt, der das Haus von der Straße trennte, und Jakob ging ihm entgegen und führte ihn in das niedrige, große Gemach, aus welchem Else inzwischen verschwunden war.

„Nun, Herr Sipler“, sagte er, ihm vertraulich die Hand schüttelnd, „es ist mir lieb, Euch wiederzusehen.“

„Du denkst doch nicht, daß ich Lust gehabt hätte, in Heilbronn zu bleiben?“ fragte Sipler.

„Man hat zuweilen keine Lust“, lachte Jakob, „muß aber dennoch dem lieben Rat den Gefallen tun, weil er uns gar zu sehr festhält. Ich muß

sagen, daß ich jedesmal herzlich froh bin, wenn ich die Tore im Rücken habe.“

„Ich hoffe“, nickte ihm der Kanzler zu, „daß dies nicht immer der Fall sein soll.“

„Ich auch“, sagte Jäcklein. „Die Landschaft muß ebensowohl Männer in den Rat schicken wie die Stadt; daß dies nicht so ist, darunter haben wir genug gelitten und Landmarken und Recht durch himmelschreiende Gewalt verloren. Wenn die Bauern ihre Räte wählen, will ich der erste sein und kein anderer.“

„Ich weiß es“, sprach Sipler, „und das ist ja unser Werk, daß jeder Beschädigte zu seinem Rechte komme. Es wird nicht ausbleiben, Jakob, daß der Bauernrat Rohrbach zu den ersten zählt; aber Mut sowohl als Klugheit gehören dazu. Du hast den Grafen Selsenstein gestern einzulehen sehen!“

„Ja, Herr, und habe auch gehört, daß er sich Geld holen will, um eine Bande Knechte nach Weinsberg zu legen.“

„Nun, Geld hat er nicht bekommen, lieber Jäcklein; denn das ist eine Ware, die von den weisen Leuten überall am schwierigsten zu haben ist. Aber guten Rat haben sie sich gegenseitig gegeben und allerlei Maßregeln verabredet, um die Aufrührereien niederzulegen und die schlechten Buben einzufangen, die mit falschen Worten und mit Flugblättern und Schriften umherziehen.“

Jäcklein lachte wild auf. „Ihr habt doch sicherlich Neues mitgebracht“, sagte er. „Gebt es her und sprecht überhaupt, was weiter zu tun ist. Alle ihr weisen Raten soll ihnen nichts helfen. Sie werden uns nicht aus den Köpfen bringen, was darin ist, und ebensowenig unsere Zusammenkünfte stören.“

„Nur sei vorsichtig, Jäcklein“, fiel Sipler ein.

„Seid unbesorgt“, erwiderte der trohige Mann, „sie wagen es nicht, mich anzutasten, auch will ich mich wohl hüten, in ihre Spiele zu laufen. Meine Freunde hören auf mich, ich mag sie rufen, wozu ich will, wär's auch zu Panzer und Sturmhaube; doch wenn wir wollen, können wir so

nach vielem Hin und Her wurde mir mein Wunsch erfüllt. Ein bronzenes Gestell wurde herbeigetragen, das fast wie ein großer Leuchter aussah. Oben auf bronzenen Kugeln saß ein süßloser Sahn: Malak Taus (Herr Pfauhahn), die Schwarze Majestät. Alle meine Fragen nach dem Sinn dieses Symbols ließ mein Führer aber unbeantwortet. Es mußte mir genügen, den Götzen der Teufelsanbeter mit eigenen Augen gesehen zu haben. Im Gespräch mußte ich größte Vorsicht anwenden. Kein Wort durfte ich beruhen, das mit „Sch“ beginnt, denn dieser Laut ist heilig, weil der geheime Name Ihres Gottes mit ihm anfängt, nämlich „Schitän“ (Satan). Wer den ganzen Namen Schitän ausspricht, muß sofort getötet werden, und wäre er der beste Freund des Hauses.

E. Klippel.

Die alten Mexikaner tranken Schokolade

Als Fernando Cortez im November des Jahres 1519 die Hauptstadt der Azteken, Mexiko, eroberte, fand er bei den braunen Eingeborenen ein Getränk, das sie aus den gebrannten Bohnen des Kakaobaumes herstellten und Chocolatl (Choco = Kakao und atl = Wasser) nannten. Die spanischen Eroberer beobachteten mit Staunen, wie die Indios in mühsamer Prozedur die Getränke bereiteten. Erst pflückten sie die goldgelben und orangefarbenen Fruchtschoten, entfernten dann das Fruchtfleisch und schütteten die Kerne (Bohnen) zum Trocknen, die dann geröstet



Der Gott der Schokolade: der schwarze Xochiquetzal.



Die Kakaoschoten wachsen sonderbarer Weise direkt am Stamm.

und mehrmals, wohl fünf bis sechsmal, in steinernen Sandmühlen gemahlen wurden. Zugleich wurden Gewürze untermengt, wie der scharfe rote Pfeffer. So war eine zähe Masse entstanden, die man zu Kugeln kneten konnte. Wenn man Chocolatl trinken wollte, ließ man solche Kugeln in warmem Wasser zergehen. Das scharfe Getränk, das keinen Zucker enthielt, wurde als sehr erfrischend bezeichnet, aber man trank nur sehr wenig davon. Selbst der oberste Fürst der Azteken, Montezuma, trank nicht mehr als drei bis vier Schluck. Wer mehr getrunken hätte, den würde man einen Verschwender genannt haben.

Montezuma besaß ein gewaltiges Kakaobohnenlager. Es sollen zweieinhalb Millionen Pfund gewesen sein. Aber solche Vorräte ließ er nicht etwa als Speisekammer aufstapeln, sondern das war sein Kronschatz, seine Reichskasse. Kakaobohnen galten den Azteken nämlich als Geld. Für 4 Bohnen konnte man 8 Äpfel, für 10 Bohnen ein Kaninchen und für 100 Bohnen einen Sklaven kaufen. Danach kann man sich schon denken, daß Montezuma ein sehr reicher Fürst war. Wer von seinem Vater ein paar Kakaobäume erbte, konnte im alten Mexiko als vermögender Mann gelten. Die Azteken verehrten als Schutgott des Kakaobaumes den schwarzen Xochiquetzal. In einer alten Maya-Handschrift findet man ihn abgebildet mit geprenkelten Kakaoschoten auf dem Haupte. Er und der Maisgott genossen hohe Verehrung. Sehr sonderbar ist der aztekische Brauch, sich das Gesicht mit Kakaomasse zu bestreichen und diese erhärten zu lassen. Wenn man sich erfrischen wollte, tupfte man sich mit dem angefeuchteten Finger ins Gesicht und führte ihn dann an die Lippen. Die braunen Indios ließen also als Schokoladenmänner herum, nur daß es eine sehr, sehr bittere Schokoladenkruste war, die keiner von uns hätte essen mögen.



Das Wertvollste, was Mexiko besaß — Kakao —, empfing Cortez aus den Händen der Azteken.

Bekanntmachung

Sonntag, den 20. März 1932, ist der 13. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter:

Hauptteil:

Die politische und soziale Reaktion (Dr.), S. 178. Unser Erfolg in der Rechtshugstätigkeit 1931: 1,6 Millionen Reichsmark (G. Pelster), S. 179. Möglichkeit und Bluff der Autarkie (...ber), S. 180. Zu Goerdelers Reformplänen der Arbeitslosenversicherung (Meystre), S. 181. Auseinandersetzungen in der deutschen Eisenwirtschaft (Dr. S.), S. 182.

Aus den Betrieben:

ROO manövriert sich selber aus Hennigsdorf (G. D.); Und in Danzigs Betrieben? (S. Hinz); Aus der Goldstadt Pforzheim (Sn.), S. 184.

Verbandsgebiet:

Erfolgreiche Frühjahrsagitation in Mülheim (W. Sch.); Legitimationskarten für Saargänger (Steinacker); Trotz Krise 20 Prozent Mitgliederzunahme in Dresden (Kloß), S. 185. Meissen und Bautzen (J.); Chemnitz will vorwärts (Hans Kemter); Eine gemeine Tat in Bielefeld (M. S.); Um Riesa (Je.), S. 186.

Unterhaltung:

Glorian Geyer (Theodor Mügge), S. 183.

Frauenleben:

Wir, unsere Rot und unsere Kinder! (Kollegin Berta Messer, Meiderich), S. 187. Die außerhäusliche Erwerbstätigkeit der Frau (K. M., Schw. Gmünd), S. 187. Die rote und die weiße Armee im Körper (Dr. med. W. Rink), S. 188. Aus der Geographie des Küchenzettels (M. Hoppenheit), S. 188. Achtung! Reinigt das Obst! (Dr. L. Bonnin), S. 189. Vom Spielen auf der Straße (Dr. Gerth), S. 189. Vom Baden einst und jetzt (Krug), S. 190. Bei den Teufelsanbetern in Mesopotamien (E. Klippel), S. 191. Die alten Mexikaner tranken Schokolade, S. 192.

Bekanntmachung:

Seite 192.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. — Druck: Echo-Verlag und Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg.

(Fortsetzung folgt.)